

# Sister Egypt

LEBEN AUS DEM GRAB



Marc Pope

## Vorbemerkung zur Leseprobe

Einzelne Kapitel behandeln laufende Gerichts- und Überwachungsfälle des ägyptischen Staates. Solltest du die heikleren Inhalte online weiter vertiefen, kann es sein, dass du auf dem Radar einer automatisierten Überwachung durch ägyptische Geheimdienste landest – im Extremfall wirst du telefonisch kontaktiert. Lass dich in kein Gespräch vertiefen. Einfach abklemmen.

**Aus dem gleichen Grund sind einige echte Namen von Exponenten mit Platzhaltern ersetzt worden:**

- El-Capo – aktueller Präsident
- Muchagraciass – Geheimdienst
- Lena – Leiter einer geheim gehaltenen Abteilung des Muchagraciass
- Fall 111 – aktueller grosser Gerichtsfall

Die vorliegenden ersten Seiten sind noch nicht druckreif.

## Das hast Interesse, mitzuhelfen, dass das Buch entstehen kann?

- a) Finanzielle Unterstützung
- b) Kommentieren und auf Fehler hinweisen
- c) eigene Ideen einbringen
- d) Lektorat
- e) Werben

## Inhalt (Leseprobe)

---

- Der Besuch
- Ghada
- Nagib in Kairo
- Amir unterwegs nach Alexandria
- Eslems Schmerz
- Erste Ermittlungen
- Nagib in Alexandria
- Jerusalem
- Die Taucher

## Der Besuch

Sayed drehte den Kopf leicht nach hinten, blies den Rauch langsam in Richtung des halb offenen Fensters. Ein warmer Windstoss bewegte den hellblauen Vorhang, drängte den beissenden Qualm zurück in den kleinen Raum, wo er sich langsam auflöste, während sich die drei anschwiegen.

Sayed hatte lange und eindringlich auf die kleine, vom Leben gezeichnete Frau und ihren Sohn eingeredet und wartete nun auf eine Antwort. Er war sicher, dass er auf alle ihre Einwände und Befürchtungen eine überzeugende Antwort gegeben hatte. Er hielt es für eine Frage der Zeit, dass Hidaya nachgeben würde. Sayed scheuchte ein paar schreckliche Erinnerungen weg, liess die glimmende Kippe ins halb geleerte Wasserglas fallen und lehnte seinen massigen Oberkörper abwartend zurück. Müde blickte er sich im Raum um, der vor bald 50 Jahren Kinderzimmer für ihn und vier Geschwister, gleichzeitig auch Küche und Wohnzimmer war. An mehreren Stellen der kahlen Wände war der Putz abgefallen, zusammen mit der Farbe, die einmal warmes Gelb ausgestrahlt hatte. Ein billiges TV-Möbel nahm den Platz ein, wo damals der kleine Kleiderschrank der fünf Kinder gestanden hatte. Eine Vase mit künstlichen Blumen dekorierte eine Ecke der sonst kahlen Wände.

Es kostete ihn jedes Mal Überwindung, hierher zurückzukehren. Der Weg war weit, die Strasse ins Dorf schlecht, die Erinnerungen an seine Jugendjahre mehr als gemischt und der Schmerz über den gewaltsamen Tod seines Bruders auch nach zwei Dutzend Jahren jedes Mal wieder da. Sayed war keinesfalls bereit, erneut unverrichteter Dinge zurück nach Kairo zu fahren, um später nochmals herzukommen. Zwar kannte er seine Schwägerin als Frau, die wusste, was sie wollte und ihrer typischen Fellachen-Familie immer mit viel Herzblut vorgestanden war. Aber diese Zeit war vorbei. Hidaya war alt geworden, ihr Mann nicht mehr da und sie brauchte Hilfe.

«Hidaya!» Obwohl sie nicht aufblickte, weiterhin den grauweissen Fliesenboden anstarrte und vielleicht sogar ganz leise schluchzte, fuhr Sayed

fort: «Hidaya, du denkst an die Vergangenheit. Du denkst an deinen Kummer. Du hast Ängste im Herz. Ich versteh das. Aber gib ihnen kleinen Platz. Hidaya, denk an die Zukunft. Was ist in fünf Jahren? Du kannst Amir nicht hier im Dorf festhalten. Er braucht einen Beruf. Ihr braucht Geld.» Er pauserte, wusste, dass er sich nur noch wiederholen konnte. Es lag nicht an den Argumenten, es lag an der Zeit. Die gebrochene Frau brauchte Zeit. «Hidaya, höre mir nochmals zu. Amir wird in einem Büro in Kairo sitzen. Er wird Rapporte und Protokolle schreiben, Ausweise stempeln. Keine Gewalt, keine Waffen, keine Festnahmen. Ich verbürge mich für ihn. Du wirst nicht nochmals einen lieben Menschen verlieren.» Hidaya schwieg. Ihre dunkle Dschallabija bewegte sich nur leicht im Wind, der zwischen Haustüre und Fenster zirkulierte.

Sayed stand auf, schritt zum Nebenraum. Hier war das Schlafzimmer seiner Eltern gewesen, später das seines Bruders. Hier liess der dickere Vorhang nur wenig Licht durchs einzige Fenster. Einfache Möblierung, ein schmales Doppelbett mit Holzrahmen und sich ablösendem Furnier, ein grosser Kasten und an der Wand eine schwarze Uniform mit silbernen Knöpfen. Sayed presste die Lippen zusammen, nahm die Uniform vorsichtig vom Haken, küsste den Kragen, kehrte zu Hidaya und seinem Neffen zurück. «Ich bin stolz auf deinen Bruder, möge er in Frieden ruhen. Er diente unserem Land wie auch schon dein Vater. Hidaya, der Dienst gehört zu unserer Familie. Tamer wollte, dass Amir zur Polizei geht. Und ich biete ihm nun diese Arbeit im Innendienst an. Schau, es gibt nichts Sichereres. Regelmässiges Einkommen, klimatisierter Arbeitsraum und Ehre für unsere ganze Familie.»

Endlich rang sich Hidaya zu einem Flüstern durch: «Sayed, nichts ist mir geblieben ausser Amir. Oh, dass Allah mir gnädig sei. Oh, warum musste Tamer gehen, warum musste mein Sohn ohne Vater aufwachsen.» Sie blickte auf, richtete die feuchten, rot umrandeten Augen intensiv auf ihren Schwager. «Sayed, es ist zu früh, gib uns ein Jahr; wer weiss, ob ich dann noch lebe. Bis dann reicht unser Erspartes. Wir wollen in einem Jahr schauen, inschallah.»

Sayed beherrschte sich. Frauen, Gefühle, Ängste, er kannte das. Es war mit ein Grund, warum er immer wohl war in der Haut als Offizier der Sicherheitspolizei. Hier spielte Gefühlsduselei keine Rolle. Er musste keine Rücksicht nehmen, wenn er Einsätze leitete, Schiessbefehle erteilte oder den Reissverschluss eines Leichensackes zuzog. Das Leben ist leichter, wenn die persönliche Verfassung eines anderen Menschen keine Rolle spielt, keine Rolle spielen darf. Aber nicht immer konnte er Familie und Beruf wie gewünscht trennen, vor allem jetzt nicht. Er erlaubte sich einen stummen Seufzer und blickte fast zum ersten Mal zu Amir, der nach wie vor wortlos vor der vollen Teetasse sass und einen Kaugummi im Mund herum schob. Ringe unter den dunklen Augen, schwarzes, gelocktes Haar, eher mager, aber gross gewachsen, eigentlich ganz gut aussehend, wenn man sich Müdigkeit, Unsicherheit und Scham wegdachte. Bereits vor einem Jahr, an der Hochzeit von Amirs Schwester, hatte Sayed ihn zur Seite gezogen, den Arm um seine Schultern gelegt und ihm klar gemacht, dass er immer noch unter seiner Obhut wäre, dass er ihm trotz allem noch einen Job bei der Polizei, womöglich sogar bei der Sicherheitspolizei verschaffen werde. Nun war er hier, um sein Versprechen einzulösen und seiner Verantwortung nachzukommen, die er von seinem verstorbenen Bruder geerbt hatte.

Draussen jaulte ein Hund auf – selten genug bei der flimmernden Nachmittagshitze. Ein dumpfer Knall schreckte Amir auf. Sayed hob den Vorhang, konnte aber im Sitzen nichts Besonderes erkennen. «Amir, sei so lieb!» «Amm, dein Auto?» Amir erhob sich, zwängte sich hinter seiner Mutter durch, wobei er sie liebevoll an der Schulter berührte, und verliess das Haus, um nach Sayeds Auto zu sehen. Der schwarze, etwas ältere Mercedes stand nahe an der schlecht verputzten Hauswand. Eine sandige Staubschicht bedeckte die ohnehin undurchsichtigen Scheiben. Kein Mensch in der Nähe. Etwas weiter weg ein Fahrzeug mit Maisstauden auf der Pritsche. Noch weiter weg die üblichen Geräusche auf der einzigen geteerten Strasse im Dorf: Motorengeknatter, gelegentliches Hupen. Alles ok also.

Amir vergewisserte sich, dass sein Onkel die Wagentüren geschlossen hatte. Das dem Haus zugewandte Fahrerfenster war leicht geöffnet, erlaubte Amir einen Blick ins Innere. Unter einigem Papierkram auf dem Beifahrersitz lugten Teile einer Maschinenpistole hervor, SIG Sauer wahrscheinlich, deutsch oder schweizerisch; Amir war sich nicht mehr sicher, was er in seiner abgebrochenen Polizeischule gelernt hatte. Dieses halbe Jahr in Kairo war eh zum Vergessen. Er dachte nicht gerne daran zurück. Zuerst Klassenbester, dann die Neider rund um seinen Kontrahenten Riad, das Mobbing, die Liebschaft, das Fehlen im Unterricht, die Verleumdungen durch Riads Gruppierung und schliesslich der Rauswurf aus der Akademie.

Enttäuschend war vor allem, dass seine Ausbilder den falschen Anschuldigungen geglaubt hatten – oder noch schlimmer: ihnen nicht geglaubt hatten und ihn doch loswerden wollten. Danke. Er hatte es gesehen. Wie so viele junge Ägypter, traute er den Cops nicht mehr über den Weg, und sein Onkel war da keine Ausnahme. Zwar hatte sich dieser noch für ihn eingesetzt, als er vom Rauswurf hörte, war mit zwei weiteren Regierungsbeamten aufgekreuzt, verlangte eine Besprechung mit dem Schulvorsteher der Polizeiakademie. Sayed fand raus, wer seinen Neffen angeschwärzt hatte, passte diesem Riad ab, liess ihm von einem der beiden Mitgereisten den Arm brechen. Trotzdem war Amir nicht an die Polizeischule zurückgekehrt, sah seinen enttäuschten Onkel zwei Jahre lang nicht mehr, suchte stattdessen Arbeit als Barista auf einem Touristenschiff und kehrte dafür zu seiner einsamen Mutter nach al-Uqsur zurück.

Es gab nur einen Uniformierten, dem Amir jemals vertraut hatte. Aber sein Vater war seit 23 Jahren tot. Er war bei der Touristenpolizei in Luxor angestellt gewesen – er war einer der beliebtesten und freundlichsten Mitarbeiter, wie einige treue Kollegen von Tamer später immer wieder bekundeten. Und doch fiel es Amir unglaublich schwer, Stolz aufkommen zu lassen für das, was sein Papa geleistet hatte. Die Abwesenheit seines Vaters, seine eigenen Enttäuschungen und sich dauernd drehende Gedanken beanspruchten zu viel Platz in seinem Gehirn. Und wie immer drängte sich in solche Gefühlsverfassungen auch die Scham in sein Empfinden,

darüber, dass Papa Tamer es nur zum einfachen Angestellten der Touristenpolizei geschafft hatte, während Amm Sayed zu einem bekannten Polizeimajor in Kairo avanciert war. Überlebt hatte der hartgesottene und bisweilen gefühlskalte Onkel. Gestorben war der warmherzige, liebevolle Papa. Aber nicht etwa, weil er zu lieb, zu wenig hart oder zu wenig mutig gewesen wäre. Eben nicht. Gerade weil er keine Angst gezeigt und sich den Terroristen in den Weg gestellt hatte, starb er im Kugelhagel. Sieben Tage alt war Amir an diesem Tag geworden.

Stundenlang hatte er sich als Kind die zwei Fotos angeschaut, die seinen Vater zeigten, einmal freundlich, fast milde lächelnd, auf dem anderen die Stirn in Falten gelegt und mit starrem Blick in eine unbestimmte Ferne blickend. Regelmässig bat Amir seine ältere Schwester beim Einschlafen, ihm etwas über Papa zu erzählen. Bis er 13 wurde, war er fast wöchentlich in die unversehrte Zweituniform an der Wand geschlüpft und suchte dabei nach Gefühlen, mit denen er sich ein Bild seines Erzeugers aufbauen konnte. Nur, in seine Fusstapfen treten, das würde er nicht, das war ihm seit dem Intermezzo mit der Polizeischule klar. «Amm Sayed wird das irgendwann begreifen, irgendwann, inschallah.»

«Hidaya! – Hidaya!» Die urplötzlich veränderte Tonlage in Sayeds Ruf aus dem Haus liess Amir zusammenzucken. Sein Bauch verkrampfte sich. Etwas war nicht in Ordnung, gar nicht. Er stolperte in lähmender Vorahnung zurück zum Haus, rauschte durch den Vorhang, der tagsüber die Haustüre ersetzte, und hatte recht. «Amm, Maama! Amm, was hat sie? Maama, was hast du?» Hidaya lag regungslos am Boden, Sayed auf seinen Knien leicht über sie gebeugt. Er blickte rasch zu Amir, deutlich mehr Schweiss im Gesicht als noch zuvor. «Sie ist zusammengebrochen. Amir, wir brauchen einen Arzt, wir bringen sie zum Auto; schliess es auf, der Schlüssel ist in meiner rechten Jackentasche!» Schwer atmend, aber äusserst kontrolliert trug Sayed seine Schwägerin zum Auto und legte sie auf den Hintersitz. Amir schlug die Haustür zu und verriegelte sie. In der Hand ein nasses Tuch, in der Hosentasche eine angebrauchte Flasche Cola, stürzte er zum Auto. «Amm, ich kann fahren, wenn du willst.» «Nein, du setzt dich

neben deine Mutter, halte sie fest, schlag ihr leicht auf die Wangen, brauch dein nasses Tuch – gut gemacht, Amir. Fahren wir.»

«Oh Maama!» Amir küsste ihre kühle Stirn. «Komm zu dir, Maama!» Mit der einen Hand hielt er seine Mutter fest, mit der anderen sich selbst. Erst als sie die Hauptstrasse erreichten, hörte das Schütteln auf. «Amir, gurte deine Mutter an, dann komm zu mir nach vorne und gib den Weg zum Spital ins Navi, verstanden?» Er kletterte nach vorne, räumte den Sitz frei. «Amm, die Waffe ist ja geladen...!» «Immer, Amir. Sorgfältig also, lege sie vor deine Füsse. Papiere ins Türfach. Und meine Jacke zwischen die Sitze.»

Sayed hupte immer wieder. Kurz bei jedem Wagen, den er überholte, und zweimal länger, um vor Kreuzungen oder Einfahrten anzuzeigen, dass er keinesfalls gewillt war, einem anderen den Vortritt zu lassen. Entlang eines Kanals gebaut, war die Strasse schnurgerade, was eine irre Geschwindigkeit ermöglichte und einige Hühner früher als geplant ins Jenseits beförderte. Die kleinen Bauernhöfe, welche die Strasse linksseitig säumten, rasten mit gut und gern 160 Kilometern pro Stunde an ihnen vorbei. Nach 15 Minuten die Auffahrt auf die Autobahn über den Nil. Keine Geschwindigkeitsbedenken dank Regierungsnummer. Noch 20 Minuten zum Spital, ohne Stau – aber mit Stau war spätestens bei Autobahnausfahrt zu rechnen. Amir kroch zurück auf den Hintersitz. «Amm, sie atmet kaum noch.» Sayed stiess einen derben Fluch aus und hupte drei Mal schrill, als er um ein Haar einen anderen Mercedes touchierte, der eben auf ihre Spur wechseln wollte.

«Amm, brems ab! Eine Ambulanz, dort vorne am Strassenrand, die sollen uns helfen! Amm, bremsen!» Sayed braucht eine Sekunde, um Amirs Idee zu kapieren, fuhr dann gewagt und konstant hupend an den Strassenrand, hielt wenige Meter hinter der Ambulanz. Offensichtlich versorgten sie dort gerade Verletzte eines Verkehrsunfalls. Zwei deutlich beschädigte Autos standen einige Meter neben der Strasse schräg auf der braunen Weide. Eine Bahre mit Infusionsständer, drei Sanitäter, Herumstehende, etwas weiter hinten ein ziviler Polizeiwagen mit noch drehendem Blaulicht. Bevor Sayed wusste, was geschah, ergriff Amir die Polizeijacke seines Onkels, schnappte sich beim Rausspringen die SIG Sauer, schulterte



diese und rannte zum erstbesten Sanitäter. «Salaam, Polizei, sofort mitkommen, wir haben einen Notfall im Wagen.»

Hidaya überlebte, weil Amir sein Versprechen brach, nie wieder in die Polizistenrolle zu schlüpfen. Aber sie war lange nicht ansprechbar, lag mit geschlossenen Augen und kaum atmend auf der Intensivstation von Luxor. Sayed verlängerte seinen Besuch in der Provinz al-Uqsur um zwei Tage, verbrachte viele Stunden mit seinem Neffen im einzigen Kaffeehaus vor dem Spital. Zeit, über vieles nachzudenken und über vieles zu sprechen. «Amir, Neffe! Du hast mir auf der Fahrt hierhin eine neue Seite von dir gezeigt. Du hast mich erstaunt. Du hast eine rasche Auffassungsgabe und handelst entschlossen. Und vor allem, Amir, du hast deine Gefühle kontrolliert und hast dich nicht von ihnen verunsichern lassen.»

«Amm, erlaube mir, dich zu unterbrechen. Ich weiss, was du damit sagen willst. Ich weiss, dass das genau die Qualitäten sind, die aus deiner Sicht gute Polizisten ausmachen. Aber du kennst meine Entscheidung.» «Amir», Sayed versuchte es mit einem gespielten Lächeln, «ich respektiere dich, wie ich deinen Vater respektiert habe. Aber ich verstehe dich nicht. Oder vielmehr muss ich sagen, du bist es, der sich nicht versteht. Du verstehst deine Lage nicht. Was machst du aus deinem Leben? Wo willst du in fünf Jahren sein? Immer noch Barista?» Dabei zeigte Sayed zum nahen Nilufer, wo sicher 10 Touristenboote festgemacht hatten und seit zwei Jahren schaukelnd vor sich hin rosteten. «Amir, sie sind leer. Sie werden nicht mehr gebraucht. Die Touristen bleiben weg. Das hat keine Zukunft.» «Amm, bitte entschuldige, du weisst, dass das wegen der Pandemie ist. Der Tourismus wird schon wieder aufkommen.»

«Vielleicht, aber du weisst nicht wann. Amir, lass mich dir etwas ans Herz legen. Du weisst, dass ich keine Angst habe. Ich habe alles gesehen und alles überlebt. Auf mich wurde geschossen, ich habe tote Menschen jeden Alters gesehen und habe Tote zu verantworten. Bezeichne mich als abgebrüht. Es gibt nur etwas, was mich beunruhigt, und das sind die jungen Menschen, die sich aus Frust und Zukunftslosigkeit dem Terror zuwenden. Du darfst keiner von denen werden, hörst du!» «Amm!» Amir war tatsächlich geschockt über dieses Argument. «Du machst mir weh. Wie

könnte ich so etwas tun! Diese Gottesverächter haben meinen Vater auf dem Gewissen. Ich habe absolut keine Verbindung zu den Extremisten.» Amir blickte sich kurz um, bevor er etwas leiser ergänzte: «Und ich war seit über einem Jahr nicht mehr in der Moschee.»

«Amir, du weisst, dass ich auch nicht viel vom Glauben halte. Aber du musst für etwas leben. Irgendwo ist dein Herz. Irgendetwas soll dir morgens die Kraft geben aufzustehen. Und es kann nicht ewig die Fürsorge für deine liebe Mutter sein. Schau, wie es ihr geht. Hoffen wir, dass ihr Allah noch ein paar Jahre gönnt, aber ihre Zeit kommt, und dann hält dich hier nichts mehr fest. Stelle deine Weichen heute. Nimm den Job an, den ich dir in der Polizeiadministration vorbereitet habe.»

Sayed zwinkerte seinem Neffen aufmunternd zu, bestellte zwei weitere Kaffees, diesmal mazbut, mittelsüß und machte sich an seinem Mobiltelefon zu schaffen. Normalerweise trank Sayed den Kaffee ungesüßt, wie er in Ägypten sonst nur an Beerdigungen ausgeschenkt wird; sollte seine Zähne schonen, meinte er. Aber was der Zucker nicht tat, tat der Tabak. Die gelben Zähne mit ihren Lücken dazwischen hätten einem Zahnarzt ein Vermögen einbringen können.

Amir schlug ein Bein übers andere, stiess an den runden Blechtisch. Sayeds Kaffee schwappte über. Warum konnte denn dieser Tisch nicht geradestehen, schwerer sein oder höher? Oder war er selbst schuld, war er es, der einfach nicht klarkam mit den Umständen? Wie leid war er dieses Hin und Her in seiner Gedankenwelt rund um Schuld und Verantwortung. Einerseits war er entschieden, dem Leben die Stirn zu bieten, andererseits hasst er seine Umstände. Und um mit ihnen fertig zu werden, musste er sie akzeptieren, irgendwie. Sayed, absorbiert mit dem Telefon, entging, dass sein Kaffee verschüttet wurde.

«Amm, was hält dich am Laufen? Warum magst du deinen Job bis jetzt?» Er legte das Telefon neben seine leere Zigarettenpackung «Amir, ich diene einem Land mit Zukunft. Wann warst du zum letzten Mal in Kairo?» Er wartete keine Antwort ab. «Ägypten wird gerade neu gebaut. Rund um Kairo entstehen neue Städte mit einer Lebensqualität, die du weder in den

USA, noch in England, noch in Norwegen findest. In unseren Venen fließt das Blut der ersten grossen Zivilisation der Weltgeschichte. Wir sind wirklich dabei, die führende Grossmacht in Afrika zu werden, und mit unserer Schlüsselstellung am Tor zu Asien werden wir Dubai bald den Rang ablaufen. Du hast keine Ahnung, wie sich die neuen Städte rund um Kairo entwickelt haben, seit du die Akademie verlassen hast. Amir, wir schützen ein Land mit Zukunft, mit einer goldenen Zukunft. Wir schützen es vor allem vor den Islamisten, vor diesen Zurückgebliebenen, Zukunftslosen. Amir, dabei kannst du uns helfen. Warum ordnest du dich nicht ein?» «Und meine Mutter?» «Nimm sie mit. Mit etwas Glück findet ihr eine Wohnung in Neu-Kairo.» Inschallah, dachte Amir, sprach's aber nicht aus.

Sayeds Handy klingelte. Es war ein Arzt dran. Hidaya war ansprechbar. Die beiden Männer machten sich auf den Weg, wurden vom Lift zum Zimmer geführt. Drei leere Betten, im vierten Hidaya, vor mint gestrichenen, aber kahlen Wänden, mit Sauerstoff und Infusion, gut funktionierende Klimaanlage. Amir traute sich nicht, auf Mutter zuzurennen und sie zu küssen, also ging er langsam auf sie zu, kniete sich ans Bett, sah ihr lange in die Augen, flüsterte, küsste sie dann doch sorgfältig auf die Stirne. Sayed blieb zuerst im Hintergrund, kam dann näher. «Gott habe Gnade mit dir, Hidaya, ich fürchte, es ist meine Schuld, dass du hier liegst. Ich sehe, dass ich zu viel Druck aufgebaut habe. Ich bitte dich, vergib mir... du weisst, dass ich es gut gemeint habe.» Nach einiger Zeit löste er seinen Blick von seiner Schwägerin, liess ihn im kleinen Zimmer herumschweifen und rang sich zum Versprechen durch, dass er Amir selber entscheiden lassen würde, was ihr Sohn aus seiner Zukunft machen würde.

Der Arzt nahm die beiden dann zur Seite, sprach von einer ziemlich teuren Operation, die nötig wäre, um Hidayas Herz zu stabilisieren. Mutter brauchte Geld, brauchte Sicherheit und Ruhe, brauchte medizinische Versorgung in der Nähe. Und sie war im Moment Amirs einziger Halt. Sollte sie am Leben bleiben, müsste er Geld verdienen, mehr als ein Barista, der wegen Corona nicht arbeiten kann. Geld für eine Wohnung und Medikamente. Das war Amirs Wendepunkt. Sein Widerstand war am Zerbrechen, Kairo gebucht. Er würde die Stelle im Innendienst annehmen. Immer noch

bleich, aber fest, sah er Sayed in die Augen – dieser nickte, er hatte den Blick verstanden.

## Ghada

Vom Meer her wehte eine warme Brise. Sie trug den typischen Duft des Salzwassers und das Gekreisch einiger Möwen in die Strassen von Downtown Alexandria. Mit zunehmender Stadttiefe übernahmen jedoch ganz andere Gerüche die Luftherrschaft zwischen den 6- und 7-geschossigen Häusern, welche den früheren Glanz Alexandrias nur noch matt zu wiedergeben vermochten. Neben allgegenwärtigen Abgasen kämpften Grillfleisch, brennender Plastik, Sisha-Lounges, Eselskot und Grünabfälle um olfaktorische Wahrnehmung. Nur hatte Ghada alles andere im Kopf als den Aromen nachzusinnen, die sie auf ihrem alltäglichen Weg vom Bahnhof zur Bibliotheca Alexandrina begleiteten. Fast eine Stunde für 1.5 Kilometer Luftlinie brauchte die junge Studentin, die ihr volles, schwarzes Haar unter einem weissen, mit Blumen verzierten Kopftuch trug.

Sie war rasch unterwegs. Es war schon morgens heiss, also ging sie im Schatten noch höherer und neuerer Blocks, Büros, Administration, oben Wohnungen, Betonbauten ohne Stil, deren sandiges Grau mit Ghadas hellgrauem Kleid, einer Abaya, verschmolz. Dann vorbei am Stadium, der Wiege des ägyptischen Fussballs. Von dort eilte sie nordwärts, blickte wenig auf, wich dennoch gekonnt aus, wo Werbeplakate, Abfälle oder Plastikstühle mit rauchenden Herren ihren Weg verengten. Ab und an hielt sie kurz inne und schaute sich ängstlich um. Wie so oft, entschied sie sich auch heute für den Umweg durch die Sammlalat-Gärten. Erst hier konzentrierte sie sich auf ihren Geruchssinn und versuchte, Hinweise zu erhaschen, ob der Hibiskus bereits blühte.

Ja, da war er, der Duft, den sie liebte, der sie für ein paar Minuten an eine andere Welt glauben liess, von der sie wusste, dass es sie gibt – eine Welt, in der Ruhe war und Glück – und auch die Freiheit, sich so auszudrücken, wie sie es immer wollte und nie konnte. Sie erlaubte sich nur kurz, diese Sehnsucht nach dem Schönen in sich aufkommen zu lassen. und blickte sich dann erneut um. Während sie den Weg, den sie eben gekommen war, sorgfältig mit ihren dunklen Augen absuchte, putzte sie sich die Nase, so

als wolle sie den wahren Grund für ihre unvermittelten Stopps ja nicht zu erkennen geben. Sie warf das Papiertaschentuch ins Gebüsch neben dem Weg und ging weiter. Sie schien etwas beruhigt, lockerte im Gehen ihre Schultern, kramte ohne hinzusehen etwas aus ihrer Tasche und verschwand hinter einem alten Steinturm. Ein zweisprachiges Schild bezeichnete das Gemäuer auf Arabisch und Englisch als Überbleibsel der hellenistischen und islamischen Stadtbefestigung. Als sie nach wenigen Sekunden von der anderen Turmseite auf den Parkweg zurückkehrte, hielt sie ein Mobiltelefon am Ohr. Das Hellrot ihrer sich leicht bewegenden Lippen schien deutlich intensiver als eben noch und ihre Augen versteckten sich nun hinter dunklen, grossen Brillengläsern. Sie trug den Kopf etwas höher, und vielleicht hätte man ihren Gang jetzt als etwas eleganter bezeichnen können.

An der nächsten Weggabelung blieb sie kurz stehen, verabschiedete sich mit einem fröhlichen *ala alliqā'*, bis bald. Sie checkte die Zeit auf dem Mobiltelefon und blickte sich erneut um. Ohne diesmal unsicher zu wirken, entschied sie sich, ihrem Geliebten einen kurzen Besuch abzustatten. Auch wenn die Zeit jeweils nur kurz war, kam sie doch jedes Mal erfrischt und ermutigt von dieser Begegnung zurück. Er war eher breit gebaut und mehr als doppelt so gross wie sie. Er zog auch viele andere Menschen an mit seiner ausgeglichenen, verspielten und dennoch konstanten Art, wie er über die Klippen aus Kunststein sprang, um sich etwas unterhalb mit kaum verständlichem Geplätscher in einen Naturpool zu ergiessen. Während Minuten betrachtete sie ihn einfach. An anderen Tagen hatte sie auch schon die Augen hinter der Sonnenbrille geschlossen und ihm lange zugehört – seinem Rauschen, seiner Geduld, seiner Unbeschwertheit. Sie liebte das Wasser. Nirgends war es so lebendig wie bei diesem Wasserfall. Ausgenommen vielleicht bei den Wellen, die sich an der Corniche brachen, der langgezogenen Uferpromenade des Mittelmeers zwischen der Qāitbāy-Zitadelle und dem Montaza Park – aber dort fehlte ihr die Ruhe, fehlte ihr die Einsamkeit, um ihrer Hoffnung, ihrer Trauer, ihrer Fantasie und ihrem Glauben an ein anderes Leben nachzuhängen.

Der Wasserfall im Park war für Ghada die eine Oase des Glücks, und die andere, ihre zweite Oase, steuerte sie nun ebenfalls an, die Bibliotheca Alexandrina. Zehn weitere Minuten zu Fuss benötigte sie noch zum modernen Neubau der legendären ptolemäischen Bibliothek, welche noch in der Antike zerstört wurde, bis heute aber gerne als Mutter und Urform aller Universalbibliotheken betrachtet wird. Lage, Anspruch und architektonische Aussagekraft des modernen Gebäudes standen dem Opernhaus von Sydney in nichts nach, und so mochte die Bibliotheca Alexandrina in ihrer ergreifenden, überwältigenden und zeitlosen Wirkung gar nicht so recht in die hybride und etwas heruntergekommene Stadt passen, deren Namen sie trug. Direkt an der Mittelmeerküste gelegen wirkte das zum Meer hin geneigte runde Glasdach zumindest vom Wasser aus gesehen wie eine aufgehende Sonne, vor allem dann natürlich, wenn diese sich darin spiegelte.

Genauso wie die Bibliothek eine städtebauliche Oase inmitten eines gleichförmigen Meers schlecht gewarteter, sandfarbener Häuserblocks darstellte, war sie für Ghada eine Oase des freien Denkens inmitten einer sie eng umgebenden, äusserst harten Verhaltenskultur. Diese hatte die salafistische Gemeinschaft in den letzten zwanzig Jahren in vielen Stadtteilen Alexandrias aufgebaut, und Ghada fühlte sich ihr täglich unterworfen, auch wenn ihr nichts anderes übrig blieb, als dies ihr Zuhause zu nennen.

Zwar hatte Ghada wunderbare Kindheitserinnerungen aus ihrer Zeit in Izbah Bahnasi, einem kleinen Vorort von Rosette. Sie wünschte, sie hätte mehr von der damaligen Sorglosigkeit hinüberretten können. Aber damals war die Welt noch eine andere. Zusammen mit ihren Geschwistern, Cousins und Cousinen hatte sie ihre Zeit mehrheitlich draussen auf den Strassen und Feldern verbracht, und so waren die engen Wohnverhältnisse kaum ein Problem gewesen – zumindest nicht in ihrer Wahrnehmung. Die sechsköpfige Familie hatte sich das Zweizimmer-Haus mit Vater Muhhameds Bruder und dessen Familie geteilt. Irgendwie ging das, sie liebte das Leben in der Grossfamilie, das Spielen, Plaudern und vor allem das Lesen. Aber es hatte nicht so bleiben sollen. Mit dem als dramatisch

erlebten Umzug nach Alexandria verband sie auch die plötzliche Aufforderung ihrer Mutter Eslem, nun ein Kopftuch tragen zu müssen. Dreimal war Ghada krank gewesen während ihres ersten Jahres in Alexandria; Anpassungsschwierigkeiten, meinte einmal ein Arzt. Mit 13 lag sie wegen einer Lungenentzündung zwei Wochen auf der Intensivstation. In ihren Fieberträumen durchlief sie in atemberaubendem Tempo ihre bisherigen Lebensstationen, dachte ans Sterben, wollte leben, hatte Angst, sah keine Zukunft, hoffte wieder, fragte sich über ein Leben nach dem Tod, vermisste ihre Familie, hatte dennoch Angst vor ihrem Vater, hasste ihr Leben und schätzte sich trotzdem glücklich, als es langsam bergauf ging. Noch jahrelang nach ihrer Genesung zehrte sie von den freundlichen Blicken eines der Ärzte und den mutmachenden Worte einer der Pflegerinnen, die für sie wie zu einer älteren Schwester wurde. Hätte sie zu ihrem eigenen Vater eine bessere Beziehung gehabt, sie hätte ihn gefragt, warum er diese Pflegerin bei seinem einzigen Besuch im Spital derart unwirsch aus dem Zimmer gewiesen hatte.

Und schon tauchte er vor ihr auf, El-Shatby, Spitalkomplex der Uniklinik für Kinder in Alexandria, wo sie zu lange gelegen hatte. Auch dieses Mal schaffte es der imaginäre Duft von Desinfektionsmittel, sich gegen den sonstigen Wirrwarr an Gerüchen durchzusetzen – und mit ihm auch das Geschrei der anderen Kinder, die damals neben ihr lagen und deren Schicksale Ghada entsetzt hatten. Gleich zwei Mädchen starben in ihrem Zimmer und bewiesen damit Ghada die Endlichkeit auch ihres eigenen Lebens. Umso wohltuender war dann, dass die hellgraue Steinrundung der Bibliotheca Alexandrina hinter den Spitalmauern zum Vorschein kam. Aufatmen. Tiefe Züge Meeresluft, ein paar Schritte noch der Corniche entlang und dann: Zuhause, was für ein Gefühl. Es war paradox; beim Eintreten in den Gebäudekomplex mit seinen 2500 Leseplätzen verspürte Ghada so etwas wie Privatsphäre. Es war, als ob die strikte Eingangskontrolle die Geister nicht hineinliess, die sie zuhause spürte, Geister, welche sie kontrollieren wollten, ihr Leben austrockneten und jede Türe, die sich ihr auftat gleich wieder zuschlossen. Aber hier, im hohen, modernen und knapp



zur Hälfte gefüllten Lesesaal mit seinem gleichmässigen Lichteinfall, hatten diese nichts zu suchen. Kein schlechtes Gewissen, wenn sie die Abaya und das Kopftuch ablegte, ihren eher kurz, aber attraktiv geformten Körper in schwarzer Hose und dunkelgrüner Bluse zeigte.

Obwohl Ghada höchstens eine Handvoll Anwesende von der Uni her kannte, fühlte sie sich, als ob alles Freunde und Freundinnen wären. Hier war sie unbeobachtet, und vor allem fühlte sie sich frei zu denken und zu fühlen, was sie wollte. Hier hatte ihr Innenleben Raum – konnte sich unbedroht bewegen. Diese Freiheit brauchte sie, um in die Geschichten einzutauchen, die sie so liebend gerne verschlang. Tat sie ein Buch auf, tat sie ein Fenster auf. Lesen war hinausblicken in die Welt, war Träumen, Wahrnehmen, war das Aufsaugen von Atmosphären, war Nahrung für ihr Inneres. Die meisten Bücher las sie im Rahmen ihres Studiums an der Faculty of Arts.

Irgendwann – und sie erschauerte bei dem Gedanken – würden ihre Eltern, und schlimmer, ihr Bruder, herausfinden, dass sie sich gar nicht zur Grundschullehrerin ausbilden liess, sondern Literatur studierte. Sie verdrängte den Gedanken. Welches Buch wollte sie jetzt endlich einmal lesen? Ach ja, vor einer Woche hatte sie sich Dante Alighieris Göttliche Komödie vorgenommen; im Anschluss an eine Vorlesung über die Kleopatra-Rezeption in Europa. Der in der Vorlesung grob zusammengefasste Inhalt war vielversprechend: Eine Jenseitsreise von der Hölle in den Himmel. Ewige Qualen für Gottlose und das Paradies für die Gerechten. Als sunnitische Muslima kannte sie diese Konzepte und auch, was an Verhaltensweisen dazu gehörte. Ihre streng religiöse Familie fühlte sich der hanafitischen Rechtsschule verpflichtet und Ghada ist mit sehr klaren Vorstellungen von Himmel, Hölle und Gottesfurcht im Alltag gross geworden.

Es war an der Uni, als sie mit einigem Erstaunen festgestellt hatte, dass es drei weitere sunnitischen Rechtsschulen gab, die Mālikiya, Schāfi'īya und Hanbalīya. Das konkurrierende Nebeneinander unterschiedlicher Auslegungen des Korans und des Hadith hatte sie zuerst ordentlich verwirrt und sie dann zur Überzeugung gebracht, dass es keine

absolute Wahrheit geben konnte und entsprechend keine absoluten Gesetze oder über alle Zweifel erhabenen Verhaltensweisen. Vielmehr würden wir Menschen uns Gott und seiner Wahrheit im besten Fall annähern, aber immer auf unterschiedliche Weise. Einmal hatte Ghada das Thema der unterschiedlichen Rechtsschulen zuhause im Scherz angesprochen und es sofort bereut. Sie hatte ihren Bruder schmunzelnd davor gewarnt sich in eine Schafitin zu verlieben, weil diese ihr erstes Gebet bereits im Morgengrauen sprechen, und nicht erst beim Morgenrot wie die Hanafiten. Hassan hatte die Augen zusammengekniffen, sie wütend angeblitzt, gleich alle vier Rechtsschulen in die Pfanne gehauen und wütend behauptet, dass es nur eine einzige, wirklich korrekte Lebensweise als Muslim gebe – die typische Haltung der Salafisten, welche Alexandria zunehmend zu einer Hochburg des Islamismus machen. Die Rechtsschulen würden den wahren, ursprünglichen Islam verwässern und seien eine Erfindung der Hölle.

Nun, dahin begleitete Ghada also Dante und Vergil. Der römische Dichter führte den Ich-Erzähler kaskadenhaft durch Höllenkreise. Mit zunehmender Sünde wurden die Höllenqualen schlimmer. Im siebten Kreis der Hölle begegnete sie den Selbstmördern und fragte sich, wo Dante wohl islamistische Selbstmordattentäter platziert hätte. Vielleicht ein Thema für ihre nächste Seminararbeit?

«War er wieder hinter dir her?», fragte Fatima flüsternd. Ghada liess sich von ihrer Studienfreundin unterbrechen. «Nein, ich glaube diesmal nicht.» «Er ist ein Spinner, Ghada. Du tust mir so leid. Sobald du es mir erlaubst, melde ich ihn der Polizei, das weißt du.» «Fatima, es ist das fünfte Mal in Folge, dass er mich unterwegs nicht mehr kontrolliert, und er ist auch sonst kaum mehr zuhause.» Fatima kippte ihren Kopf leicht zur Seite und schaute ihre beste Freundin fragend an. «Vielleicht hat er begriffen, dass du erwachsen bist und deinen Freiraum brauchst? Ghada, das wäre ein Grund, dich zu entspannen.» «Fatima, wenn Salafisten vermehrt unterwegs sind, hängen sie nicht mit ihren Freunden in Clubs oder in den Parks herum. Zweimal blieb er über Nacht weg. Ich habe Angst, dass er in Kairo war.» Fatima begriff Ghadas Bedenken nicht sofort. Erst

nach einem langen tiefen Blick in ihre Augen, wie es nur Seelenverwandte können, begann Fatima zu verstehen. Und in ihren warmen, freundschaftlichen Ausdruck mischte sich eine Art von Verzweiflung. Fatima brauchte eine Weile, um alle Wörter aneinander zu reihen: «Denkst du, er war in der Hauptstadt, um etwas zu planen?»

Ghadas Blick war starr, als sie ganz leicht nickte. Lange und erschüttert hielt Fatima dem Blick stand. Sie schluchzte ganz leise, nur kurz, aber tief. «Das darf nicht sein. Er wird euch das nicht antun. Er soll nicht. Er darf nicht. Das bringt nichts. Wem soll das etwas bringen? Niemandem bringt das was. Allah verbiete es ihm!», Fatima konnte kaum stoppen. «Ahnt dein Vater auch etwas?» Ghada hatte keine Ahnung. Schon über zwei Jahren hatte sie kaum mehr persönlich mit ihrem Vater geredet, seit sie schreiend durchgesetzt hatte, dass sie überhaupt an die Uni gehen durfte. Sie musste drohen, sich etwas anzutun, sie hörte auf zu essen, sie stoppte alle Gespräche – für Wochen. Es war eine Zeit voller Horror. Mutter Eslem war überfordert, und den Konflikt rund um ihr Studium trug der Vater Muhhamed im Wesentlichen mit Ghadas Bruder aus.

Oft dachte Ghada darüber nach, was damals ablief, träumte auch davon. Zuerst war es ihr Vater, der strikt gegen ein Studium war, und ihr Bruder Hassan, war es, der sie unterstützte. Vater tischte alle möglichen Gründe auf, warum die Frauen im Islam nicht an die Unis gehörten. Hassan war zuerst erstaunt, hörte sich Vaters Gedanken an, sprach seine Kumpels darauf an und begann allmählich ebenfalls, sich mit dieser Einstellung anzufreunden, während Vater seinerseits langsam weich wurde und mit dem Gedanken spielte, Ghada ziehen zu lassen.

Schliesslich kam es tatsächlich so, dass die beiden Männer des Hauses sich anschrien: Hassan, der Ghada nun nicht mehr gehen lassen wollte, und Vater, der anfing sich damit abzufinden, dass seine Tochter studierte, während sein Sohn für eine Lieferfirma Ersatzteile an Autogaragen austrug. Drama, Chaos pur. Der Konflikt war der Auslöser für Hassans Radikalisierung, soviel war Ghada klar. Irgendwie hatte es ihm gar nicht gepasst, dass sich sein Vater von der Tochter erweichen liess, während die Lehre

in der Moschee ihres Quartiers ganz klar war: Frauen studieren nicht an Universitäten, und wenn doch, dann nur Medizin oder Pädagogik.

Die Schikanen durch ihren Bruder waren kaum zu ertragen. Er drohte ihr mehrfach, sollte er sie mit einem Mann zusammen sehen, und schwor ihr, sie genau zu beobachten. Nach der ersten lauten Drohung war sie krank, eine knappe Woche lang. Noch vor einem Jahr war sie mit Papa und Hassan am Kanal fischen gegangen – und jetzt – Ghada war geschockt: Sie hatte ihren Bruder als Bruder verloren, dafür einen Aufpasser erhalten, einen wütenden, einen unerbittlichen. Traurig hatte sie diesen Radikalisierungsprozess miterlebt, zuerst noch in der Hoffnung, sie könne ihn aufhalten, Hassan schwesterlich an sich binden. Sie wollte ihn in die Uni mitnehmen, in die Bibliothek, ans Meer, nochmals zum Fischen, ihn an gemeinsame Kindheitserlebnisse erinnern, in ihm die Lust zu leben und zu geniessen wecken. Aber er wurde immer unzugänglicher. Die Veränderung in seinem Weltbild vollzog sich nicht allmählich, wie das Ghada bei zwei, drei anderen Bekannten beobachtet hatte, sondern äusserst schnell. Sie hatte keine Zeit, dies zu verarbeiten, geschweige denn, bremsend darauf einzuwirken.

«Ghada, ich bin kein Kind mehr; ich habe eine Verantwortung vor Allah, ihm will ich gefallen. Am Schluss geht es nicht um mich, sondern um seinen Willen; Allahu Akhbar – Gott ist gross. Es ist nicht richtig, wenn wir so leben, als ob es ihn nicht gibt.» In diese Richtung gingen alle Gespräche, die sie mit ihm führte, solange sie überhaupt noch zusammen sprachen. «Gott weiss, was für uns gut ist. Ein Leben in Frieden und Ehrfurcht vor ihm – aber um dieses möglich zu machen, müssen wir Ablenkungen beiseitelegen. Und vor allem müssen wir diejenigen bekämpfen, die uns ein Leben in Gottesfurcht verunmöglichen.» Auch wenn das die familiären Beziehungen und sogar Menschenleben kostet, dachte Ghada den Gedanken bei sich im Stillen fertig.

Nachts heulte sie oft und dachte über diese Verdrehung nach: Wenn ein Leben, das Gott gefällt, ein Leben in Frieden ist, wie kann einer, der dieses gottgefällige Leben will, eben genau den einzigen Frieden, den es in der sonst schon zerstrittenen Welt gibt, zerstören? Die Familie entzweien?

Andersgläubige hassen? Hassan würde es wohl so drehen, dass der eine Friede nicht echt sei, sondern gottlos, vordergründig, unrein, lustbetont. Aber das stimmte doch nicht, war sich Ghada sicher. Der Friede, den sie als Kind erlebt hatte, war doch echt, auch ohne viele Gebete. Die Liebe, die sie für ihre Mutter empfand, war echt, tief und durchaus selbstaufopfernd, und zwar ohne dafür täglich Koranverse zitieren zu müssen.

Sie liebte ihre Mutter wirklich, zutiefst, litt mit ihr über die Entwicklungen in der Familie, half ihr im Haus, redete stundenlang mit ihr über alles Mögliche, ging mit ihr einkaufen, massierte ihr abends ihre geschwollenen Beine, brachte ihr morgens, bevor sie zur Uni reiste, heissen Tee ans Bett. Und ja, sie hatte den Gedanken schon gehabt, zusammen mit Maama zu fliehen. In Kairo hätte Mutter einen Cousin gehabt, aber sie wollte nicht weg, wollte der Familie dienen, auf eine Normalisierung von Hassans Einstellung hoffen oder auf ein Durchgreifen ihres Mannes. So blieb Ghada nichts anderes übrig, als in Träumen und Wünschen an eine bessere Zukunft zu denken, und diese liessen sich am besten in Parks oder in der Bibliothek ausleben.

«Was liest du eigentlich?», Fatima versuchte Ghada abzulenken, ins Jetzt zurückzuholen, und erhielt mit einem Seufzer die Göttliche Komödie zugestossen, blätterte kurz drin, schaute fragend zur jungen Frau gegenüber, die sie zu kennen meinte: «Ghada, da geht es um den Christen-Gott!» «Ich weiss nicht,» meinte Ghada, «vielleicht haben wir alle den gleichen Gott, die gleiche Hölle und das gleiche Paradies.» «Ghada, was für ein Paradies? Das, in welches Hassan kommt, wenn er gewalttätigen Dschihad ausübt?» Ein weiterer Seufzer. Er verriet, wie unsicher Ghada war, über sich, ihre Familie, ihre Religion und ihre Zukunft.

«Ghada, lass uns rausgehen an die Sonne. Trinken wir etwas, bevor dein Zug fährt.» Die beiden Freundinnen verliessen ihren Treffpunkt, hakten sich ein, überquerten die insgesamt 10-spurige Corniche und spazierten am späten Nachmittag meeresseitig der Promenade entlang – die Sonne im Rücken – in Richtung des Panorama-Restaurants. Wie immer war die Strasse dicht befahren von laut hupenden Autos und Bussen, der breite,

schattenlose Gehsteig indes nur mässig frequentiert, drei, vier kleine Fischerboote schaukelten gemütlich an der Mittelmeerküste, und überhaupt nichts deutete darauf hin, dass das gleichmässige, beruhigende Rauschen der Wellen demnächst und urplötzlich durch eine gewaltige Explosion für Stunden unhörbar werden würde. Der Knall entstand mitten in der Strasse, begleitet von einem grellen Blitz und einer sofortigen Druckwelle, welche sämtliche Fussgänger im Umkreis von vielleicht 250 Metern flachlegte. Der Schock und das sofortige Pfeifen in den Ohren verhinderte, dass Ghada und Fatima überhaupt irgendetwas wahrnehmen konnten, weder Schmerz, noch sonstige Geräusche, noch ihre Lage auf den warmen Pflastersteinen: Ghada mit blutig aufgeschlagenen Lippen auf ihrem Bauch liegend, Fatima auf dem Rücken – mit starrem Blick und sich langsam rot verfärbendem Kleid. Das Gekreisch liess lange auf sich warten, ebenso die Sirenen. Irgendwann setzen sie in dieser Reihenfolge ein, Ghada konnte sie noch nicht hören, Fatima nie mehr.

## Nagib in Kairo

Nagibs Telefon klingelte einsam und verlassen auf dem Beifahrersitz seines leicht verbeulten, dunkelblauen Land Cruisers. Rauchend lehnte er in einiger Entfernung seines Wagens an einem Scheinwerfermasten, der jeweils in den Abendstunden den Sportplatz der Polizeiakademie in Neu-Kairo in künstliches Licht tauchte. Im Moment jedoch sorgte die grelle Sonne für die Beleuchtung, zusammen mit einer Gluthitze, welche der trainierenden Spezialeinheit glitzernden Schweiß auf die nackten Oberkörper zauberte. Es wäre falsch, zu sagen, dass Nagib gelangweilt zusah. Irgendetwas band ihn an die Szenerie.

Und noch eine Zigarette zündete er sich an, als die fertig gerauchte im Graben neben der neu gebauten Strasse landete. Die Männer stemmten riesige Lastwagenreifen in die Luft, liessen sie über einen perfekt verarbeiteten Sportplatz rollen, sprangen hechtend hindurch und rollten auf dem Gummigranulat über die Schultern ab. Konzentrierte Rufe gaben das jeweilige Kommando. Im Hintergrund wartete eine 16 Meter hohe Kletterwand mit modernster Abseiltechnik auf die nächste Trainingseinheit. Die ganze Akademie war erst ein paar Jahre alt, grosszügig angelegt, protzig. Die kürzlich gepflanzte, aber dünn bemessene Begrünung war noch so klein gewachsen, dass sie kaum für Schatten sorgte – entsprechend zog sich in die gut klimatisierten Gebäude zurück, wer nur irgendwie konnte. Auch der Ausbilder der Spezialeinheit kommandierte vom Schattenwurf eines grossen Plakates aus, welches das Staatsoberhaupt Abdel Fatah Al-Sisi zeigte, links daneben in grossen arabischen Schriftzeichen das Motto der Nationalpolizei: el shorta fe khdmata el alshab – Polizei im Dienst des Volkes.

«...ja, aber nicht der ganzen!», vervollständigte Nagib den Satz in seinen Gedanken zum wiederholten Mal. Nicht nur in der Polizei, sondern auch in allen anderen Ämtern und oft genug auch in der Öffentlichkeit wurden Minderheiten in Ägypten marginalisiert. Als Kopte, wuchs er in der Manshiet Nasser auf, am Fuss des Muqattam-Gebirges, einem lange Zeit

informellen Bezirk Kairos, von der Regierung ignoriert, praktisch selbstverwaltet, arm. Seine Familie lebte – wie die meisten der sogenannten Zabbalin – vom Müllsammeln. Den muslimischen Nachbarn in den angrenzenden Stadtteilen galten sie als unrein. Die meisten Familien hielten Schweine, um organische Abfälle zu rezyklieren. Infrastruktur? Karrierechancen? Fehlanzeige. Es war eigentlich ein Wunder, dass er überhaupt zum Keta' El Amn El Watani kam, der National Security Agency NSA, einen von drei ägyptischen Geheimdiensten. Grund waren seine herausragenden Informatikkenntnisse. Erworben hatte er sie weitestgehend selbständig beim Aufbau eines Online-Netzwerkes für Menschen mit für ägyptische Verhältnisse abweichender sexueller Orientierung, zu denen er sich seit seinem 17 Lebensjahr zählte. Was zuerst eine heimliche Plattform für Gleichgesinnte war, avancierte unter seiner Leitung bald zu einer Dokumentationsstelle für Übergriffe durch die Polizei. Und weil das an in Ägypten an der Tagesordnung war, wuchs das Portal rasch.

Die virtuelle Plattform blieb nicht lange unbemerkt. Irgendwann brausten morgens um fünf zwei gepanzerte Polizeiwagen in die Garbage City, wie Nagibs Quartier in Manshiet Nasser gerne genannt wird. Er war zuhause in seiner Einzimmerwohnung, wurde festgenommen, abgeführt, aber erstaunlich gut behandelt. Unterwegs zur Verhörstation hatte er sich das Schlimmste ausgemalt – hätte er am Abend vorher etwas gegessen, so hätte er den Beamten ins Auto gekotzt, Bauchkrämpfe, Schweiß, eigentlich sogar Todesangst – er war es ja, der die Erlebnisse anderer Männer und Frauen mit dem Sicherheitsapparat online stellte, er wusste, zu was einzelne Beamte oder kleine verschwiegene Gruppen imstande waren. Aber ausser ein paar Schlägen bei der Festnahme, einem sehr barschen Ton und drei, vier Schubsern unterwegs vom Wagen in die Büros der El-Darb El-Ahmar Polizeistation, wurde er zuvorkommend, ja fast auf Augenhöhe behandelt. Die Wartezeiten zwischen mehreren Gesprächen mit einigen teils höherrangigen Uniformierten wurden ihm mit Zigaretten, Kaffee und einem extra herangebrachten Ventilator ziemlich angenehm gemacht.



Genügend Grund also, die Angst vor lebensbedrohlicher Folter durch erstauntes Misstrauen zu ersetzen. Das eigentliche Angebot erhielt er dann schliesslich von einem vielleicht 50-jährigen Mann in Zivil: Mitarbeit in einer Cyber-Einheit der Antiterror-Abteilung der NSA, mit dem Ziel, einschlägige Netzwerke aufzuspüren, diese zu überwachen und gegebenenfalls zu manipulieren. Es ging den Beamten damals darum, die IS-Rekrutierung und -Propaganda zu unterbinden, was eine immense Herausforderung war. Denn der Islamische Staat setzte von Anfang an auf modernste Kommunikations-IT und bewegte sich äusserst agil im Netz und in den sozialen Medien.

Nagib konnte sich rasch mit der Idee identifizieren, den salafistischen IS zu bekämpfen; schwieriger war die Bedingung, seine LGBT-Plattform aufzulösen und die mühsam und unter höchster Anonymität erstellten, aber die Polizei kompromittierenden Inhalte zu löschen. Die Aussicht, dass sich ein Stockwerk unter dem Zimmer mit dem Ventilator doch noch eine Folterzelle befand, liess ihm jedoch fast keine andere Wahl, als sich auf den Deal einzulassen und eine Idee, wie er die Berichterstattungen über die Polizeigewalt an Menschen mit gleichgeschlechtlicher Neigung doch noch irgendwie speichern und sogar zugänglich halten konnte, hatte er auch schon, also sagte er zu.

Nach einigen Monaten und einem Kurs am Technical Institute For Military Forces in Kobry el Qobba stand Nagib bereits einer Gruppe von IT-Spezialisten vor, welche Dutzende von IS-Infizierten Ägyptern ausfindig machte, bevor diese das Land Richtung Syrien verlassen konnten. Wer dennoch unter schwarzer Flagge im Zweistromland landete spürte bald den kurdischen Widerstand. Dank dem aufopferungsvollen Kampf der Kurden gegen den IS wurde dessen Dominanz in Irak und Syrien relativ rasch zer schlagen. In der Folge wurde es ruhiger in Nagibs Abteilung, und er er tappte sich manchmal beim Gedanken, seinen Dienst zu quittieren, um eine eigene Firma für Internetsicherheit zu gründen – aber seine Pläne blieben vage. Der Lohn bei der NSA war formidabel, freier Eintritt in Clubs und Bäder sichergestellt, seine Wohnung passte ihm, ein paar gute

Freunde, auch bei der Polizei, und seine Expertise öffneten ihm Türen fast im ganzen Innenministerium.

Wohl war er sich seines gespaltenen Verhältnisses zum ägyptischen Sicherheitsapparat bewusst, aber er war zufrieden mit dem Weg, den er gefunden hatte, diesen Spagat ohne viel Stress auszuhalten. Bisweilen bemerkte er sogar, dass ihm seine Vorgesetzten mehr vertrauten als muslimischen Mitarbeitern. Die Wahrscheinlichkeit, dass er als Maulwurf Informationen aus dem Geheimdienst mit militanten Gruppen teilen würde, war praktisch null. Sein koptischer Background war in diesem Sinne kein Pferdefuss mehr, sondern schon fast Ressource.

Drei Dinge liessen ihn schliesslich auf dem Radar eines anderen ägyptischen Geheimdienstes erscheinen, dem General Intelligence Service, GIS oder auch Muchagracias genannt: Sein früheres Netzwerk in einer dem Staat unliebsamen ägyptischen NGO rund um Menschenrechte, seine herausragenden IT-Erfahrungen mit entsprechenden Erfolgen bei der NSA sowie sein koptischer Hintergrund, der ihn für die Einflussnahme durch Islamisten praktisch immun machte. Der GIS stockte gerade seine Cyber-Abteilung auf, und zwar gehörig. Viele der neuen Mitarbeiter landeten im Technical Research Departement, dem ABC, einer Abteilung, die wie der ganze Muchagracias direkt dem Staatpräsidenten unterstellt war. Selbst im Innenministerium kannte man Namen, Auftrag und Location des ABC nicht – in dem Sinne war der ABC eine Art Geheimdienst im Geheimdienst. Gerüchten nach ging es ihm längst nicht nur um Terrorbekämpfung, Auslandspionage und Eindämmung zivilgesellschaftlicher Aktivitäten, sondern auch um die Überwachung ganzer Ministerien und sogar der Aktivitäten anderer ägyptischer Geheimdienste, der NSA etwa.

Vom ABC angeheuert wurde Nagib Ende 2016. Die Gelegenheit bot die Einweihung der Knowledge City. Selbst der Staatspräsident Al-Sisi war vor Ort, um den Meilenstein der neuen administrativen Hauptstadt Ägyptens zu feiern, welche, wenn sie fertig gestellt sein wird, die Grösse von Singapur einnimmt. Sie kennt thematische Distrikte: Wohnen, Business, Erholung, Verwaltung und einem smarten Distrikt, die Knowledge City, eine intelligente Stadt, die auf Wissenschaft und Forschung spezialisiert ist. Sie

wurde als Zentrum für Technologie, künstliche Intelligenz, Innovation, Unternehmertum, Software und Computeranwendungen konzipiert. Die Stadt stützt sich auf fortschrittliche Informationstechnologie in all ihren Sektoren. Erneuerbare Energiequellen wie Solarenergie und Wasseraufbereitung für die Bewässerung der Grünflächen der Stadt stellen die nachhaltige Entwicklung sicher.

Während der Eröffnungsrede stellte El-Capo 500'000 neue Arbeitsplätze in Aussicht, die direkt oder indirekt mit der Knowledge City geschaffen würden. Seine Worte klangen im Lautsprecher nach. «Auch für Sie wurde ein neuer Arbeitsplatz geschaffen», raunte ihm unvermittelt sein Sitznachbar auf der Tribüne zu – Nagib kannte ihn nicht, hatte ihn beim Platznehmen nur flüchtig gegrüsst und versuchte nun vergebens Augenkontakt herzustellen – die verspiegelten Gläser seiner Sonnenbrille blieben undurchsichtig. «Doppelte Verantwortung, doppelter Lohn, doppelte Verschwiegenheit!» El-Capo fuhr weiter, pries die digitale Zukunft und stellte sie als Weg dar, die Jugendarbeitslosigkeit Ägyptens zu überwinden. El-Capo pausierte erneut, blickte in die Runde. Der Nachbar bewegte eine Lippen kaum: «Wir werden die Knowledge City nicht sich selber überlassen und dabei Türen für die Militanten offen lassen. Wir sollten aufpassen, was hier läuft. Wären Sie bereit, uns zu helfen?» Die Anwesenden aus Politik, Wirtschaft und Militär applaudierten dem Präsidenten. «Gehen Sie per Taxi nach Hause!» Nagib erhielt einen Zettel hingestreckt, erkannte das Gekritzelte als Autonummer und ärgerte sich, dass er seine Nachmittagspläne würde ändern müssen.

Er verliess die Tribüne frühzeitig, ordnete ein paar Dinge in seinem Land Cruiser, fotografierte drei Zettel und verbrannte sie anschliessend, steckte sich ein Notizbuch ein, entsorgte zwei Redbull-Dosen und eine Flasche Stella, schritt dann rauchend über den improvisierten Parkplatz, auf dem die geladenen Gäste ihre Limousinen abgestellt hatten, und suchte nach Taxis – vorerst vergebens. Erst als von der Tribüne her Musik das Ende der Show anzeigte und die ersten Gruppen von Bodyguards und Verantwortungsträgern herannahten, fuhr ein Taxi vor. Die Nummer

stimmte. Eine hintere Türe wurde geöffnet, ein Grossgewachsener im Anzug und natürlich wieder mit Sonnenbrille stieg aus, hielt Nagib die Hintertür auf, verlangte nach Nagibs Autoschlüssel. Nagib hatte es geahnt, kam der Aufforderung nach, stieg ein und grüsste, obwohl die beiden Personen vorne sich nicht umdrehten: «As-salamu alaykum! Wie Sie merken, bin ich an ihrem Angebot interessiert.» «Wa ‘alaykumu s-salām, ich habe gehofft, dass Sie dabei sind.» Nagib zuckte zusammen. Der Schock sass – tief. Was er eben gehört hatte, war eine Frauenstimme.

«Nagib, ich bin Dr. Lena. Ich leite das Technical Research Departement. Wir arbeiten eng mit dem Muchagracias zusammen, sind aber weit friedlicher ausgerichtet. Wir verhaften niemanden und foltern niemanden, um rauszukriegen, ob eine Bedrohung vorliegt. Wir sind extrem effizient, wenn wir die Telekommunikation von Zielgruppen infiltrieren, Internet, Mobiltelefon, Sie wissen schon.» «Natürlich, Dr. Lena. Lassen Sie mich ihnen gratulieren. Ich bin beeindruckt, dass Sie...» Er wurde unterbrochen: «Sie kennen den Fall 111.» Klar kannte er ihn. Schliesslich hatte ihn die NSA ins Rollen gebracht. Seine Leute hatten gegen 40 Menschenrechtsgruppen oder Einzelpersonen ausfindig gemacht, Personen oder NGOs, welche mit ausländischen Menschenrechtsorganisationen zusammengearbeitet hatten und zum Teil sogar Gelder aus dem Ausland erhielten, um das Vorgehen des ägyptischen Sicherheitsapparates in schlechtem Licht darzustellen. Nagib hatte sich relativ gut da raushalten können, hatte seine Mitarbeiter vorgeschickt und selber auf die Überwachung von militanten Islamisten fokussiert. Er ging nie mit gutem Gewissen gegen Menschenrechtsgruppen vor, zu sehr war ihm klar, dass es mit der Gleichberechtigung in Ägypten nicht so stand, wie er es gewünscht hätte. Er sah in freiheitlichen, vom Westen inspirierten Werten das viel kleinere Übel als im Krebsgeschwür des militanten Islams à la IS.

Dr. Lena fuhr fort: «Wir haben letzte Woche eine Reihe von E-Mails an NGOs versandt, die vor Gericht stehen, weil sie mit dem Ausland kooperierten, Nadeem Center, NAZRA, AFTE und andere. Wir luden zu einer vorgetäuschten Veranstaltung über das geplante neue NGO-Gesetz ein. Wer auf den Link für weitere Infos klickte, den hatten wir am Haken.» «Und für

was brauchen Sie mich?» Nagib hatte gehofft, dass er mit der Überwachung von Terror-Verdächtigen, Aktivitäten aus dem Ausland oder der organisierten Kriminalität betraut würde, und die Enttäuschung schwang nun in seiner Frage mit. Ganz direkt gegen NGOs vorzugehen, deren Inhalte und Anliegen er teilweise sogar teilte, passte ihm nicht in seine Agenda. «Sie haben uns bemerkt, die angeschriebenen NGOs teilten unsere Mails mit dem kanadischen Citizenlab – sollte Ihnen auch was sagen, Universität Toronto. Unsere Strategie wurde offengelegt. Uns geht es jetzt um Schadensbegrenzung, die Aufarbeitung dieses Misserfolgs und eine neue Strategie. Sind sie unser Mann, Nagib?»

Nagib hatte sich eine Nacht Bedenkfrist ausbedungen und dann zugesagt, dabei die gleiche mentale Strategie angewendet wie damals, um den Widerspruch in sich auszuhalten. Und noch etwas half ihm: Er war niemandem gegenüber Rechenschaft schuldig, was er arbeitete, hatte keine feste Beziehung und den Kontakt zu seiner Familie praktisch abgebrochen, nachdem ihn seine Mutter schreiend aus dem Haus gejagt hatte – sie war im falschen Moment ins Zimmer gekommen, als sein damaliger Freund bei ihm war. Es reichte, wenn er dieses zweischneidige Engagement mit sich selbst ausmachen würde. Teil seiner Strategie: Er hatte er sich eingeredet, dass er als Verantwortungsträger im Geheimdienst vielleicht sogar mal die Gelegenheit erhielte, Menschenrechte zu schützen, irgendwann in der Zukunft. Im Moment reizte ihn die Herausforderung und beruhigte ihn der gute Lohn. Von der Garbage City in den ABC des Muchagraciass, was für eine Karriere. Er würde sie mal niederschreiben müssen.

Nagib fand sich rasch zurecht beim GIS, leistete hervorragende Arbeit und wurde auch hier bald zu einem Mann des Vertrauens. Dr. Lena liess ihn an einigen Interna und Entscheidungen teilhaben und setzte ihn als Verbindungsoffizier ein, wo es um Absprachen mit der Nationalen Polizei oder dem NSA ging. Dabei trat er stets als Mitarbeiter des Muchagraciass auf und verschwieg die Existenz des ABC, des Technical Research Departments. Das Innenministerium sollte auf keinen Fall erfahren, wie weit fortgeschritten die Abhör- und Überwachungskompetenz dieser Unterab-

teilung des GIS bereits war. Die High-End Tools kamen direkt von der finnischen Nokia Networks und der Advanced German Technology und wurden ergänzt von FinFisher Spyware und den Leistungen der italienischen Gruppierung Hacking Team. Somit war es kein Wunder, dass die ägyptischen Geheimdienste zusammengenommen unter Insidern schon bald als 5-aktivste Dienste weltweit galten.

Nach vier Jahren GIS hatte sich Nagib soweit durchgesetzt, dass er sich nicht mehr um staatskritische Menschenrechtsgruppen zu kümmern hatte, sondern sich mit einem kleinen, extrem schlagkräftigen IT-Team an die Fersen von militanten und gewaltbereiten Islamisten heften konnte. Er vertraute seinem Team voll und ganz, hatte selber das Vertrauen von Dr. Lena und hatte viele seiner Arbeiten so weit delegiert, dass er es sich mittlerweile leisten konnte, sein Mobiltelefon auch mal liegen zu lassen, um sich anschliessend an eine Besprechung an der Polizeiakademie ein paar muskulöse Oberkörper anzusehen und genüsslich zu rauchen – so wie heute. Erst als er nach einer dritten Zigarette zum Auto schritt, sah er, dass man gleich mehrfach versucht hatte, ihn telefonisch zu erreichen. Und er war ziemlich erstaunt, dass unter den fünf oder sechs Anrufen, die alle innerhalb von zwanzig Minuten ankamen, auch die Büronummer von Abbas Kamel war, dem Direktor des GIS. Es musste was vorgefallen sein, etwas Grösseres.

Nagib zögerte, direkt in Kamels Office zurückzurufen, und versuchte es bei seiner Chefin – ohne Erfolg. Die Leitung war dauerbesetzt. Er erreichte Gamil, seinen Stellvertreter. Dieser wusste Bescheid. Tatsächlich war ein Autobombenanschlag auf den Konvoi des Innenministers eine grössere Geschichte. Der Anschlag ereignete sich eben gerade in Alexandria. Mehrere Tote, auch Zivilisten. Der Innenminister wurde verletzt, der Sicherheitschef der Stadt befand sich in kritischem Zustand. Mindestens 12 Polizisten und Begleiter überlebten das Attentat nicht. Nagib wusste sofort, was zu tun war. Allfällige Bekennerschreiben in Sozialen Medien aufspüren und auf Authentizität überprüfen einerseits. Andererseits scharf auf allfällige Kommunikationsfehler der wahren Attentäter achten. Die Versu-

chung, unmittelbar nach dem Attentat über dessen Ausgang auszutauschen und sich zu gratulieren, war für die Drahtzieher so gross, dass dafür manchmal Nummern und Plattformen gebraucht wurden, die dem Geheimdienst bereits bekannt waren – mitgeschnitten äusserst wertvolles Material für eine Strafverfolgung oder eine geheimdienstliche Abrechnungsaktion. Und auch das war ihm klar: Er würde sein Team zuerst auf den Harakat Sawā'id Misr ansetzen, den HASM. Zielpersonen, Grösse, Art und Location des Terrorangriffs sprachen genau die Sprache dieser seit 2016 tätigen Bewegung mit Ausbildungscamps im Sudan und guten Verbindungen in die Türkei. Etabliert in den Jahren nach dem Militärputsch und dem Sturz der Regierung um Mohammed Mursi, agierte sie seit dann hauptsächlich gegen politische und militärische Exponenten der neuen Regierung unter El-Capo.

Obwohl als Bewegung im islamistischen Umfeld angesiedelt, verfolgte sie nicht in erster Linie religiöse Ziele wie die Salafisten oder der IS, sondern verstand sich als Rächer für die brutalen Vorgehen der Sicherheitskräfte gegen die Zivilbevölkerung, wie dies im Rahmen der Proteste vom August 2014 geschah. Insofern galt die Gruppierung nicht nur in Geheimdienstkreisen als eine Art Spin-off der verbotenen Muslimbrüder. Einer von Nagibs engeren Freunden, beide damals noch im der NSA, wurde im Oktober 2016 von HASM-Terroristen erschossen, und brachte den HASM erst so recht auf den Radar der Geheimdienste und der Polizei, welche in den folgenden Jahren beide noch Dutzende von Opfern in ihren Reihen zu beklagen hatten.

Nagib verbrachte die 15 Kilometer von der Polizeiakademie zum Hauptquartier des Muchagracias am Telefon, organisierte, erklärte, wurde laut, gab Befehle, hupte und fluchte und erfuhr derweil weitere Details zum Attentat. Die zivile Opferzahl wurde unterdessen mit 23 angegeben, dazu mehrere Schwerverletzte, hauptsächlich Junge, die an der Uferpromenade flanierten. Schliesslich erreichte er Dr. Lena. «Nagib, der Konvoi war mit Störsendern gegen Autobomben ausgestattet.» «Wie stark?» «Tausend Watt – 6000 Frequenzen abgedeckt; es ist praktisch unmöglich, dass sie die Bombe per Funk gezündet haben.» «Paradiesbomber?» «Die Opfer

sind noch nicht alle identifiziert, aber es schaut nicht danach aus.» «TNT-Äquivalent?» «200 bis 500 kg». «Die schaffst du ohne Auto nicht heran.» «Ja, aber wir haben bis jetzt keine auffälligen Nummernschilder entdeckt.» «Wenn sie vor Ort waren, dann so weit weg, dass sie unversehrt geblieben sind. Aber sie haben sie nicht ferngezündet? Dr. Lena, das geht nicht auf.»



## **Amir unterwegs nach Alexandria**

Die untergehende Sonne schien noch einmal auf Amirs Gesicht und tauchte das Büro im vierten Stock des Polizeihauptquartiers am Port Said Boulevard für kurze Zeit in warmes Abendrot. Amir schloss die Augen, biss auf die Zähne, legte seinen Kopf auf die Seite und kickte dann mit seinem rechten Knie, so stark er konnte, von unten an die schwere Tischplatte. Wackelkontakt, der Bildschirm setzte kurz aus. Er war alleine. Seine beiden Kollegen waren schon weg. Er griff sich ans Knie, seufzte, schob den Stecker wieder ganz rein. Der Schirm zeigte nochmals die Sequenz des Grauens. Verwackelt wurde die Kamera über eine Strasse geführt: Autotrümmer, ein Schuh, zugedeckte Körper, Passanten mit den Händen vorm Gesicht, vornübergebeugt, umherirrende Polizisten. Amir ballte die Faust, hielt sich aber zurück, sie mit voller Wucht in den Bildschirm zu rammen. Stattdessen liess er seinen Stuhl nach hinten wegschnellen, riss dem Computer den Stecker aus, packte seine Jacke und verliess den un-aufgeräumten Arbeitsplatz mit einem lauten Schlag seiner Hand an den Türrahmen.

Mit ihm verliess auch der letzte Sonnenstrahl den Raum. Unten auf der Strasse leuchteten die ersten Lampen und Reklamen. Zwischen dem Hupen des unpassierbaren Verkehrs ein entfernter Ruf des Muezzins. Direkt gegenüber die erleuchtete Fassade des Museums für islamische Kunst. Mit über Hunderttausend Objekten eines der weltweit grössten Museen seiner Art. Was für ein Reichtum an Geschichte, an Handwerk, an Kultur. Und was für ein Widerspruch. Amirs Bauch verkrampfte sich. Im Namen des Islams schaffen die einen unbezahlbare Kunstwerke, investieren in Details, freuen sich an Formen und Mustern, morden hingegen die andern am helllichten Tag auf schreckliche Weise und erschüttern Friede und Stabilität. Zum Kotzen. Amir kickte in ein leeres Zigarettenpäckchen, rief seine Mutter an, erklärte, dass er später als sonst nach Hause kommen würde und legte auf, bevor sie ihm zum zehnten Mal mit schwacher Stimme ihre Sorge über seinen Zustand ausdrücken konnte.

Zehn Minuten zu Fuss bis Downtown Kairo, zwölf mit schmerzdem Knie. Die Regeln zum Ausschank von Alkohol waren hier lockerer gegenüber

den anderen Bezirken der Hauptstadt. Seit Wochen ging Amir meistens in die gleiche Bar, hatte dort drei, vier Peers, die er über einen alten Kollegen aus der abgebrochenen Polizeiausbildung kennen gelernt hatte. Bashar war bereits da, begnügte sich mit Kaffee, sah Amir bleich und mit Ringen unter den Augen auf sich zukommen und wusste Bescheid. Es war nicht das erste Mal, dass die Nachricht eines Attentats oder ein besonders übles Verbrechen, dessen Rapport er überarbeiten musste, ihn fertig machte, aus der Bahn warf. Der Lärm, das Tempo und die Widersprüche Kairos taten ihr Übriges, um Amir dauernd empfänglich zu halten für Verunsicherungen, Ängste und sich wild abwechselnde Gefühle. «Baschar, in was für einem Scheissland leben wir hier. Widersprüchliche Religion, korrupte Polizei, Lärm, Dreck und Smog in der Hauptstadt, Hitze, Staub und Arbeitslosigkeit auf dem Land. Hast du von Alexandria gehört? Ich halt's nicht mehr aus.»

Amir wurde erneut erfasst von einer Art Grauen über die Kräfte, die Konflikte und die Konditionen, die in Ägypten herrschten. Nur zu gut verstand er seine Schwester, die schon vor zwei Jahren nach Norwegen gezogen war. Seit der Zeit, als er in Luxor auf dem Touristenschiff noch Kaffee und Tee ausschenkte und abends das Deck reinigte, waren bestimmt ein Dutzend Mitarbeitende ausgereist: USA, Norwegen, England, Deutschland, Schweiz, Dubai. Er blieb, folgte seinem Onkel nach Kairo. Bezog das Büro gegenüber dem islamischen Museum im vierten Stock als ziviler Mitarbeiter. Kaum war er dort und hatte sich etwas eingearbeitet in die Polizeiakten, die er zu betreuen hatte, wurde sein Onkel zum Polizeioberst befördert und übernahm eine leitende Stelle in der Sicherheitsdirektion in Alexandria. Amir blieb mit seiner Mutter zurück im Osten Kairos.

Sie hatten eine einfache, aber praktische Wohnung bezogen. Mutter Hidayas gesundheitlicher Zustand war stabil, aber sie brauchte seine Pflege. Manchmal ging er erst aus, wenn sie bereits eingeschlafen war, kam dann spät nach Hause, kam spät zur Arbeit, musste sich erklären, dann Fälle bearbeiten, die ihn abends nicht mehr losliessen, es sei denn, er konnte die Bilder, die er sich in seiner Phantasie ausmalen musste, mit

Bier wegschöpfen. Besonders übel mitgenommen hatte ihn die Leichenbeschreibung von zwei Strassenkindern – Mädchen – die im Al-Azhar-Park gefunden wurden. Der Fall war auf dem Hauptquartier der Nationalen Polizei gelandet, weil auf sozialen Medien ein Überwachungs-Video kursierte, welches zwei Männer zeigte, die zwei Körper in ein Gebüsch warfen und dann zu einem Auto zurückkehrten – einem Polizeiauto. Scheissberuf. Aber es war alles, was er hatte – und er brauchte das Geld, für seine Mutter, die Wohnung und... er nippte an der zweiten Bierflasche und liess sich von Baschar ins Gewissen reden: «Amir, Mann, Bruder! Ich höre dich. Ich sehe, dass du leidest. Aber glaubst du, dass wir diese Probleme nur in Ägypten haben? Sicher nicht. Wir haben ein grossartiges Land und wir haben Zukunft. Was du beschreibst, gibt es auf der ganzen Welt. Schau mal, was die Engländer uns angetan haben, denk an den National Police Day. Meinst du, die sind dort auf der Insel besser als wir? Weisst du, wieviel Streit die Christen unter sich haben? Die Deutschen ermordeten 6 Millionen Andersgläubige. Hey, sowas ist in Ägypten völlig unmöglich. Hier ist nicht einfach alles schlecht.» – «Baschar, wir wehren uns mit Gewalt gegen Gewalt und erzeugen neue Gewalt. Wir sind verletzt in Gefühl und Ehre und verletzen andere in Gefühl und Ehre. Sinnloser Kreislauf.»

Baschar liess das nicht gelten, erwähnte noch die Polizeigewalt gegen Schwarze in den USA, den dortigen rot-blauen Streit und forderte Amir auf, den Tatsachen ins Auge zu sehen: «Schau mal, Bruder, die ganze Welt ist voller Widersprüche. Du findest überall Scheisse, wenn du sie suchst. Die Frage ist, was du damit machst. Der Koran hat recht, dass der Mensch ein Sünder ist. Aber es gibt Wege, damit umzugehen. Ich besuche zwar nicht mehr die Moschee, aber manchmal spreche ich mit dem Imam in unserem Quartier. Ich halte mich an drei Dinge, die er mir ans Herz gelegt hat. Ich ehre meine Familie und kümmere mich um sie, zweitens leiste ich meinen Beitrag an das Wohlergehen meines Umfelds, und drittens schaue ich der Gefahr ins Auge und lasse mich nicht von Angst überwinden.» Amir kniff die Augen zusammen. Das hatte was. Wohl suchte er nicht aus eigenen Stücken nach dem Schlechten im Menschen, aber es war sein Beruf geworden, es schriftlich festzuhalten. Die schiere Masse an Verbrechen,

die über die Tische des Cairo Security Departements liefen, überwältigte ihn, ohne dass er irgendetwas dagegen tun konnte. Wie Gift drangen die Geschichten in ihn ein, ungefiltert, und er hatte als Gegengift bislang nur den Alkohol entdeckt. Zukunftsloser Kreislauf. Er hasste seine Situation, und wenn er ehrlich war, hasste er sich selbst, und zwar darum, weil er es bis jetzt noch nicht geschafft hatte, das Leben in den Griff zu kriegen, es zu meistern. Sollte sich hier etwas ändern, müsste er seinen Beruf wechseln, zurück in eine Bar, Kaffee ausschenken – oder aber sich dem Unrecht an der Front stellen, ihm in die Augen sehen, an der Front, als Polizist auf der Strasse. Klar, dass ihm bei diesem Gedanken auch sein Vater in den Sinn kam und das unbeschädigte, perfekte Bild, das er von ihm hatte: ehrlich, menschlich, auftragsbewusst, und trotzdem scheiternd.

Es war ziemlich genau in diesem Moment, dass Hidaya ihren Schwager in Alexandria anrief und ihm gegenüber ihre Sorge über Amir ausdrückte. Sie drang auf ihn ein, er solle etwas unternehmen, Amir käme immer später nach Hause, rieche nach Alkohol, schlafe nicht durch, hinterlasse am Morgen ein unordentliches und durchgeschwitztes Bett. Sayeds leiser Fluch galt nicht Amir, nicht dem Alkohol und sicher nicht seiner Schwägerin, aber seiner Hass-Situation, die dann eintrat, wenn er Beruf und Familie, Härte und Gefühle nicht mehr sauber trennen konnte, sondern beide gleichzeitig seine Aufmerksamkeit beanspruchten. Genau das war nun der Fall. Er hatte drei intensive Stunden hinter sich, stand noch immer an der Corniche und beaufsichtigte die Ermittlungen und Aufräumarbeiten rund um den Krater, welchen die Autobombe in den Belag gerissen hatte. Er war mit sich und seiner Arbeit zufrieden, war nur fünf Minuten nach der Detonation vor Ort, organisierte die Verkehrsumleitung und die Erstversorgung der Verwundeten und die Zusammenarbeit der Polizeieinheiten. Nicht immer war das Klären von Verantwortlichkeiten zwischen zentralen Polizeiorganen und denen in den Bezirken einfach, eigentlich war es überhaupt nie einfach, aber Sayeds Alter und sein abgeklärtes, nüchternes Auftreten verschaffte ihm jeweils rasch Respekt.

Nun aber war bei ihm eine Grenze erreicht – er hatte das Telefon sowieso nur abgenommen in der Meinung, der Anruf habe mit dem Attentat zu

tun. «Hidaya, du rufst zur falschen Zeit an. Wir werden reden, bestimmt. Ruf mich morgen Abend an.» Er legte auf, versuchte, sich auf die noch vor ihm liegenden Aufgaben zu konzentrieren. Der Schadenplatz musste über die ganze Nacht bewacht werden. Am Folgetag war eine wichtige Besprechung auf den Morgen und eine Pressekonferenz auf 1 Uhr nachmittags angesetzt. Beim Gedanken an die unseligen Attentäter kam ihm aber unweigerlich Amir in den Sinn.

Sayed hielt an seiner Theorie fest, dass nur Männer mit schwachen Vätern oder gar keinen zu Militanten werden. Amir wäre ein perfektes Ziel für die Rekrutierung durch Dschihadisten. Zwar war die psychologische Durchleuchtung von Verbrechen eher Neuland in der tagtäglichen Polizeiarbeit, aber erste Täterprofile, die soziale und psychologische Aspekte berücksichtigten, bestärkten Sayed sehr in seiner Meinung und auch in seiner Befürchtung, dass Amir in mehrerer Hinsicht ein ideales Opfer für Rekrutierungen durch Islamisten abgeben würde. Immer mehr schweiften seine Gedanken hin zu seinem Neffen, auch zu anderen möglichen Szenarien wie Alkoholismus, Armut, gar Selbstmord. Der Junge brauchte Hilfe, jetzt. Er rief Hidaya zurück. «Schwester, ich werde ihn morgen holen kommen. Gib ihn mir mit, ja?»

Baschar fuhr Amir von ihrer Stammbar in Downtown Kairo nach Hause, auf dem Motorrad. Der Fahrtwind in Gesicht und Haaren hatte etwas Belebendes, der Alkohol im Blut etwas Beruhigendes, die leise Aussicht, dass ein Berufswechsel möglich wäre, etwas Hoffnungsvolles. Amir fühlte sich wieder einigermaßen ok, als er spät abends in die Wohnung trat. Mutter schlief oder tat wenigstens so. Er liess die Packung mit den Schlaftabletten unberührt und wachte erst auf, als er im kurzen Flur vor seinem Zimmer eine Männerstimme hörte – Amm war hier, sein Onkel, Sayed. Was zum...

«Amir, ich habe um 1 Uhr eine Pressekonferenz in Alexandria. Das ist in fünf Stunden. Lass uns abfahren. Du kommst mit. Dein Büro ist informiert, du bist vorerst entschuldigt.» Amm Sayeds Blick liess absolut keine Widerrede zu. Er musste wissen, was Mutter wusste. «Maama? Wann hast du...» Und nach einer kurzen, spannungsvollen Pause: «Amm, es tut mir

leid, ich kann Mutter nicht alleine lassen. Allah weiss, wie schlecht sie alleine zurechtkommt.» Sayeds Blick war müde, aber entschlossen streng. Bevor er seinen Neffen erneut auffordern konnte, mit ihm mitzukommen, ging die Türe auf. Sayeds Frau, Safija, trat mit zwei Reisetaschen herein, grüsste Amir, schob sich dann an ihm vorbei in die Küche und machte sich unter energischem Klimpern sogleich daran, einen traditionellen Kaffee aufzugiessen.

Erst jetzt sah Amir, dass seine Sachen bereits gepackt worden waren. Es war offenbar alles eingefädelt worden. Was blieb im anderen übrig, als sich zu fügen? Mutter weinte, küsste Amir mehrmals, dankte Sayed, trat, als der heisse Kaffee getrunken war, mit Safija ans Fenster, um ihrem Sohn bei der Abfahrt nachzuwinken. Sayed liess sich von einem Hilfspolizisten chauffieren, so hatte er auch auf dem 4-stündigen Hinweg etwas schlafen können. Den Rückweg Richtung Mittelmeerküste nutzte er, um seinem Neffen zu erklären, was er alles über das Attentat wusste. Was er nicht wusste, war, wie sehr die Bilder dieser Nachricht Amir noch am Vorabend ins Elend gestürzt hatte.

Sayed erwähnte den Grund für den Alexandria-Besuch des Transportministers: eine Inspektion der Hafenanlage als Vorbereitung für einen später geplanten Besuch durch Präsident El-Capo. Im Rahmen der völlig neu entworfenen Megastädten westlich von Kairo und dem zunehmenden Anspruch, eine Führungsrolle in Afrika und der ganzen Arabischen Welt zu übernehmen, setzte Ägypten bereits seit Jahren grosse Hafenprojekte um. Zusammen mit den direkt angrenzenden Häfen von Al Max und Dekheila plante die Hafenbehörde die grösste und schönste Hafenanlage am Mittelmeer und ganz Afrikas. Ausser einem Kurs in der neuen Polizeiakademie hatte Amir noch nicht viel von den neuen Städten mitbekommen und von den gewaltigen Anstrengungen, das Land in eine moderne und gut organisierte Zukunft zu überführen, nur gelesen, davon aber kaum etwas gespürt. Erstaunt vernahm er nun von seinem Onkel, dass rund 80 % des gesamten Imports und Exports seines Landes über die drei Häfen bei Alexandria abgewickelt würden. Augenmerk des Transportministers sollte eine neue Getreide- und Holzabfertigungsanlage in der fünften Zone sein.

Er war im Konvoi der 10-spurigen Corniche entlang gefahren, westwärts, als es auf der Höhe einer Bushaltestelle knallte, 300 Meter bevor sie zu ihrer Linken die Bibliothek passiert hätten. Die angegriffene Wagenkolonne umfasste 12 Fahrzeuge, 8 davon wurden total zerstört, mehrere private Fahrzeuge erlitten gleichfalls Totalschaden. Da einige Autos zerfetzt wurden, war es noch nicht geklärt, in welchem die Bombe war. Jedenfalls musste der Wagen des Attentäters auf dem Busstreifen oder sogar leicht auf dem erhöhten Gehweg gestanden haben, soviel verriet jedenfalls der Krater. Soweit war das der Ermittlungsstand, über den Sayed verfügte.

Er sprach von möglichen Täterschaften, der HASM-Bewegung, dem IS-Ableger im Sinai, dem al-Dawlah al-Islāmiyah – Wilayah Sīnā' und von den Männern des GIS, welche die Ermittlungen rund um die technologischen Aspekte des Attentats übernommen hätten. Dann schaute er auf die Uhr, wies den Chauffeur an, noch einen Zacken zuzulegen und griff zum Telefon, um sich von Omar, Polizeikommandant des Zentraldistriktes von Alexandria, über die neuesten Entwicklungen und das Outcome der Sitzung, die er verpasst hatte, informieren zu lassen. Sie hatten vielleicht die Hälfte der Strecke nach Alexandria zurückgelegt. Ruppige Fahrt, entweder war Faruk, der Chauffeur ebenfalls müde oder sonstwie abgelenkt, jedenfalls musste er mehrmals abrupt bremsen. Er war jung, vielleicht noch etwas unerfahren auf der Strasse. Als Sayeds Telefonat fertig war, drückte auch Faruk auf seinem Telefon herum und versorgte es in seiner Jackentasche, um seinen Chef dann zu fragen, was rauskam an der Besprechung im Ration Investigative Office im Al-Gomrok-Bezirk. «Geht dich eigentlich nichts an.» Sayed schien leicht genervt, fasste dann aber für Amir trotzdem die drei grossen Fragen zusammen.

Da kein Bekennerschreiben vorlag, stellte sich erstens die Frage nach der Täterschaft immer noch. Das HASM-Movement führte die Liste der Verdächtigen an. Zweitens – und Sayed presste zwischen den Wörtern die Lippen zusammen – war unklar, ob jemand aus der Polizeibehörde die geplante Route ausgeplaudert hatte; um zum Hafen zu gelangen, hätte es nämlich auch direktere Wege gegeben. Dass der Convoi die Corniche nehmen würde, entschied die Polizei relativ kurzfristig. Drittens konnte sich

immer noch kein Ermittler vorstellen, wie eine Bombe dieses Kalibers zeitlich so präzise gezündet werden konnte ohne Funksteuerung oder Bedienung vor Ort. Zwar waren die Störsender bei der Detonation ebenfalls völlig zerstört worden, dass sie aber funktioniert hatten, stand ausser Frage. Der Fahrer räusperte sich: «Gibt es keine Möglichkeit, dass die Zündung vom Störsender selbst ausgelöst wurde?» Amir war schneller als Sayed: «Wohl nur denkbar, wenn die Militanten genau über den verwendeten Sender Bescheid wussten. Ausserdem vergeht nach dem ersten aufgefangenen Signal nochmals Zeit, bis der betreffende Wagen an der Bombe vorbeifährt – das Präparat müsste dann auch die Geschwindigkeit des Konvois mitberechnen. Erachte ich zudem als recht heikel, weil eine ungewollte Kombination von irgendwelchen anderen zufällig zusammentreffenden Sendeleistungen ebenfalls zu einer Explosion führen könnte.»

Sayed hob die Augenbrauen und blickte Amir durch den Innenspiegel an. «Das war rasch kombiniert, Neffe. Ich gebe dir recht. Wir überlassen das aber den Leuten des Muchagracias. Wir schauen uns nochmals den Schadenplatz an und fahren dann zum Kommandantur in Al-Gomrok, wo die Pressekonferenz stattfindet; denk dran: 1 Uhr. Das Gebäude liegt zwischen den beiden Häfen, dem grossen Westhafen und dem alten Fischerhafen auf der ehemaligen Insel Pharos, du weisst schon, Pharos, der Leuchtturm, das Weltwunder.» Amir nickte. Sayed nutzte die letzte halbe Stunde Weg, um seinen Beitrag für die Pressekonferenz vorzubereiten, sein Neffe hatte Zeit, sich darüber klar zu werden, warum er dieser Geschichte so gut ins Auge sehen konnte. Irgendwie hatte die Unmittelbarkeit, die Möglichkeit, den Ort des Geschehens zu besuchen und im Schatten seines Onkels eventuell sogar an der polizeilichen Aufarbeitung mitzuwirken, einen positiven Einfluss auf seinen Gemütszustand, lockte in ihm Reserven hervor, die er nicht kannte, die bei der trockenen Büroarbeit nicht gebraucht wurden, sogar eher störten. Langsam dämmerte ihm, was anders lief als im Büro in Kairo: Die Fälle, die er dort las und die Texte, die er dort überarbeitete, weckten starke Emotionen, die er aber nicht abbauen konnte, die er nicht in Handlungen, in Aktionen einfliessen las-



sen konnte. In Kairo war er völlig überfordert, sein aufgewühltes Innenleben zu kontrollieren, irgendwie ruhig zu bleiben, ohne mit diesen Emotionen in irgendeiner Art umzugehen. Dass Emotionen die Aufgabe haben, Handlungen auszulösen, zu motivieren, war ihm eigentlich früher schon mal klar geworden, als er über sein Innenleben nachgedacht hatte. Dass aber Emotionen, die nicht zu Handlungen führen dürfen, in eine Art Depression münden, das meinte er jetzt zum ersten Mal erkannt zu haben.

## **Eslems Schock**

Eslem kreischte auf, als ihr der 40-jähriger Polizeileutnant Ghadas blutendes Gesicht auf seinem Mobiltelefon zeigte - sie schlug die Hände vor ihrem faltigen, leicht dicklichen Gesicht zusammen und versteckte es dann hinter nach Zwiebeln riechenden Händen mit vom vielen Knabbern gekürzten Fingernägeln. Sie erstarrte kurz, sackte dann in sich zusammen, viel zu schnell, als dass der Uniformierte hätte eingreifen können und schlug hart auf dem gefliesten Boden auf. Auf dem kleinen Balkon, der auch noch im dritten Stock des gelbbraun verputzten Betonbaus täglich

vom Staub und dem Lärm der Strasse heimgesucht wurde, liess Muhamed seine Gebetskette auf den kleinen Beistelltisch fallen und eilte ins Wohnzimmer. "Eslem, Eslem - Bismillahir, ijaka nasta'in - Im Namen Allahs, dich flehe ich um Hilfe an!" Zusammen mit dem Polizisten hob er seiner Frau auf, schleppte sie von der Türschwelle zum kurzen Sofa, dessen blumiger Stoff von einem ebenfalls blumigen Überwurf verdeckt, damit vor Staub und Abnutzung geschützt wurde und hievte sie drauf.

Dann musste auch Papa den Anblick seiner verletzten Tochter ertragen. Ja, sie sei es, bestätigte er dem Überbringer der erschütternden Nachricht. Sie sei ihre Tochter, Ghada, sei Studentin, 23 Jahre alt, unverheiratet, hier zuhause. Er erfuhr, in welchem Spital sie lag, hielt die ewige halbe Stunde aus, die Eslem in Bewusstlosigkeit verbrachte und bat dann den Leutnant, sie zum Al Miri Universitätsspital zu fahren. Unterwegs gab der Beamte eine knappe Erklärung zum Anschlag ab, erwähnte eine islamistische Gruppierung als wahrscheinlichste Urheber, schwieg dann aber für den Rest der Fahrt durch den abendlichen Stossverkehr. Immerhin kamen die bestürzten Mitfahrer aus einem Quartier, welches als Hochburg des salafistischen und oft gewaltbereiten Islams galt.

Die Eltern verbrachten 3 Stunden in einem unklimatisierten Warteraum des Uni-Spitals, die Mutter leise schluchzend, der Vater seine Gebetskette vermissend und tief in Gedanken versunken. Ghada durfte nicht sterben. Sie war ihr Lebensinhalt, der Mutter einzige gute Freundin, für den Vater die einzige Person, die seine Emotionen bewegen konnte. und noch hofften sie beide auf ihren Einfluss, den sie auf Hassen ausüben könnte. Stürbe sie, würde ihnen auch ihr Sohn entgleiten. Wie denn sollten 47-jährige Eltern, die im Leben so gut wie nichts erreicht haben, einen frustrierten Sohn vor dem Abgleiten in einen radikal-islamistischen Salafismus abhalten? Mit welchen alternativen Lebensentwürfen? Mit welchem Lebensmut? Mit welcher familiären Fröhlichkeit und Zuversicht? Dies trauten sie nur Ghada zu, auch wenn sie mit ihren herzlichen, gleichsam verzweifelten derartigen Versuchen bis jetzt keinen Erfolg gehabt hatte. In seinem Gedankenkreisen landete Vater Muhamed schliesslich bei der

Hoffnung, dass dieser Bombenanschlag seinem Sohn wenigstens die Augen öffnen sollte für die Gefahr, die vom militanten Islam ausging - sollten ihn die Verletzungen, die er seiner Schwester zugefügt hatte, doch wenigstens warnen.

Abends um 10 schickte sie der leitende Arzt der Notfallabteilung nach Hause, ohne dass Ghada aus dem künstlichen Koma aufgewacht wäre. Immerhin: Der Doktor war sich sicher, dass die junge Frau überleben würde, kaum bleibende Schäden mitnahm und sie bereits am Folgetag auf einen Wortwechsel mit der Tochter hoffen dürften.

Bald drauf saßen sie schweigend in einem Drittklasswagen und fuhren die Strecke, die sonst der Nachhauseweg ihrer geliebten Tochter war, in Richtung Al Mandara. Der Zug halb voll und eher still erlaubte dem gezeichneten Paar ihren Gedanken, ihrem Schmerz, ihrer Hoffnung, ihrem Unverständnis nachzugehen. Was Eltern nicht alles mitmachen. Mehr als genug, dass sie diese Spannungen mit Hassan hatten und auch die seinen, die er mit Ghada hatte, mitbekamen, dazu die täglichen finanziellen Herausforderungen, das Älterwerden, ... und jetzt lag Ghada schwer verletzt... Allah, hab Erbarmen. Das Leben war nicht leicht, ... schwer, mehr als schwer. Schweigende Blicke zum Fenster raus an bald dunkle, bald schwach beleuchtete Hauswände, dazwischen Unterführungen, Autolichter und in regelmässigen Abständen Fussgänger-Überführungen. Muhamed schrieb seinem Bruder eine Textnachricht; Mama Eslem schob das Telefonat mit ihren beiden Geschwistern auf, zuerst wollte sie mit Hassan sprechen. Nur dass sie keine Ahnung hatte, wann sie ihren Sohn das nächste Mal sehen würde. Manchmal blieb er mehrere Nächte nacheinander weg. Sein Mobiltelefon bediente er nur ungern.

Während Vater weiterhin auf eine aufrüttelnde, warnende Wirkung der Hiobsbotschaft auf Hassan hoffte, bildeten sich in Eslems Gesicht neue Sorgenfalten. Zu gut spürte sie, dass genau das Gegenteil passieren könnte, Hassan sich aus Schmerz und Angst um Ghada noch mehr in die

Fänge der Salafisten begeben könnte. Und erneut bereute sie den Entschluss, in diese Gegend Alexandrias gezogen zu sein. Aber hier waren sie nun mal - Al Mandara.

El Asraf hiess ihre Bahnstation: Sie verliessen den Zug, schritten durch die Nacht. Die Strassen hier waren etwas untypisch: Enger und schlechter beleuchtet als sonst in Alexandria, einzelne Hunde und nur Männer draussen, viel Bart, lange Dschallabjas, kaum Haut also. Das Paar brauchte knapp 10 Minuten. Muhhamed voraus, nur mit Mühe hielt Eslem Schritt. Unten am Block stand Hassan. Zwei junge Männer des Quartiers neben ihm. Er schaute seine Eltern fragend an. Angerufen hätte er aber nicht. Er grüsste sie auch nicht, wartete vielmehr drauf, dass sie ihm erklärten, was sie so spät abends noch draussen zu suchen gehabt hatten.

Der Vater ging direkt auf ihn zu, umarmte ihn. "Deine Schwester ist im Spital. Sie hat einen Unfall gehabt." Auch Papa entfuhr nun ein leichter Schluchzer. "Sie lebt aber, oder?", Hassan schaute zuerst den Vater, dann die Mutter an, versuchte die Antwort aus ihren Blicken abzulesen und konnte das auch. "Unfall?" Hassans Stimme verriet, dass er dieser Version keinen Glauben schenkte. Ob er vom Attentat wusste? Vater zögerte, rückte es aber schliesslich raus: "Es war eine Bombe."

Enttäuscht nahm Muhhamed zur Kenntnis, dass Hassans Gesichtsausdruck sich kaum veränderte, enttäuscht die Hoffnung, er würde vielleicht sogar weinen, die Liebe zu seiner Schwester sein hart gewordenes Herz aufweichen lassen, in der Folge Distanz zur gewaltbereiten Form des Islams wachsen lassen, zu der er sich in den letzten Monaten hingewandt hatte. Stattdessen kam diese für die Eltern unverständliche Frage, ob Ghada alleine unterwegs gewesen sei oder ob jemand bei ihr gewesen wäre, als ob das jetzt eine Rolle spielen würde.

"Sie liegt auf der Intensivstation. Morgen wacht sie auf, inshallah. So Allah will, werden wir mit ihr sprechen können... ". Hassan verstand dies als das, was es war: Eine Aufforderung, am Folgetag mitzukommen. Das würde er

machen. Und er würde Ghada als erstes fragen, wer mit ihr unterwegs gewesen war.

Ghadas Familien verstand nicht viel von Medizin. Schläuche, Verbände, ihre geschlossenen Augen und die besorgten Blicke einer Krankenschwester machten ihnen aber klar, dass sie noch nicht über den Berg war. Der Reihen nach fassten sie ihre rechte Hand. Im Rücken der Linken steckte die Infusionsnadel. Die Händedrucke erwiderte sie mit einem kaum erkennbaren Zucken der Augenlider. Muhhamed flüsterte ein Gebet. Eslems Lippen zitterten ein 'Amin'. Hassan bewegte sich in die Raummitte von Zimmer 18, schielte auf die anderen 5 Betten, zwei leer, zwei von älteren Frauen warm gehalten. Ins Letzte hatte man eine junge Frau gelegt. Er näherte sich, suchte und fand ein Schild, auf das von Hand ein Name geschrieben war, drehte sich ab, schritt zu Ghada, flüsterte ihren Namen: "Ghada, ... wo warst du unterwegs, ... mit wem? Warst du alleine?" und stellte eine ähnliche Frage, als kurz darauf jemand vom Pflegepersonal in den Raum trat.

"Die junge Frau wurde alleine angeliefert. Zwei Stunden später wurde uns nochmals eine verletzte Person aus einem anderen Spital zugewiesen. Aber ich glaube, es gab viele Verletzte und man spricht von 5 toten Zivilpersonen und einem Dutzend Staats-Beamten."

Hassan zuckte zusammen, sagte kein Wort mehr, bis sie das Zimmer zu dritt verliessen. Die Eltern fragten nach einer Toilette, Hassan nach dem Wifi-Passwort. Er war selten im Internet. Zuhause hatten sie keinen Router. Wenn er Glück hatte, fand er für ein paar Minuten pro Tag ein ungeschütztes W-Lan Signal. Und sonst liess er sich von vermögenderen Freunden aushelfen, aber auch das nur, um salafistische Facebook-Seiten aufzusuchen. Natürlich gaben weder Al Jazeera, Al Ahram noch sonst eine online-Plattform Namen von Verwundeten oder Getöteten an.

Mit dem Zug wieder nach Al Mandara, El-Asraf-Station. Mutter Eslem suchte in Ghadas Zimmer nach frischer Wäsche, um sie ihr am nächsten Tag ins Spital zu bringen und Bruder Hassan suchte Freude auf, um mehr

über den Anschlag zu erfahren. Mit etwas Verspätung war die Bombenzündung nun auch an den salafistischen Strassenecken das Hauptthema, wurde von einigen Hardcore-Gläubigen gepriesen als einziger Weg, um die säkulare Regierung in die Knie vor Allah zu zwingen. Andere junge Muslime blieben vorsichtiger, hörten einfach nur zu. Viel wurde über die Täterschaft spekuliert.

## **Erste Ermittlungen**

Noch war die Corniche zwischen der Bibliothek und dem Theater Bajram al-Tunisi gesperrt. Kein Problem also, den Wagen auf der Strasse abzustellen. Links die Häuserfront, meist acht- bis zehnstöckige Blocks mit Aussicht aufs Meer. Eine schwarze Patina überzog den ursprünglich warmbeigen Putz, wo dieser überhaupt noch an der Wand hielt. Feuchtigkeit? Abgase? Keine Ahnung. Sayed stieg aus, ging zielstrebig auf einen Polizeioffizier mittleren Alters zu, begrüßte ihn mit Omar und schloss sich mit ihm einer anderen Gruppe von Beamten an, die, über die Motorhaube eines schwarzen Mercedes gebeugt, ein paar Papiere studierten und ziemlich eifrig diskutierten. Andere Uniformierte sicherten den Strassenabschnitt mit Maschinenpistolen und sahen ungerührt zu, wie weitere Kollegen, zum Teil am Boden kniend, nach verwertbaren Indizien für die Herkunft der Bombe beziehungsweise der Terroristen suchten.

Auch Amir stieg aus. Er hatte sich seinen ersten Besuch am Meer anders vorgestellt. Er trat an die Quaimauer und schaute für Minuten einfach einmal in die Ferne. Kaum Verkehr im Hintergrund, liess er das Rauschen der Wellen auf sich wirken und füllte seine Lungen mit der leicht salzigen Luft, atmete aus, langsam und ergriffen, entdeckte, dass der Horizont tatsächlich einen leichten Bogen beschrieb, und wäre am liebsten über die bauchhohe Mauer in den Sand runter gesprungen, um die paar Meter zum Wasser unter die Füsse zu nehmen. Er liess es bleiben, drehte sich stattdessen um, ging ein paar Schritte die Promenade entlang – um dann erstarrt stehen zu bleiben. Zwar war es total trocken, aber der riesige Flecken Blut

musste von gestern Abend sein. Die halbe Breite des Gehweges war rotbraun eingefärbt. Der hatte nicht überlebt – oder die?

Amir bemerkte, wie sein Muster ihn einholte. Er begann, sich in seiner Fantasie alles Negative vorzustellen, ohne die Möglichkeit, etwas daran ändern zu können. Das war genau der Strudel, der ihn im Büro in Kairo immer mitriss. Er musste ihn jetzt stoppen, musste irgendetwas Praktisches tun, etwas Hilfreiches, Hand anlegen, seine Gedanken und Emotionen für die Lösung der Situation einsetzen. Ohne Auftrag begann er, ebenfalls den Boden abzusuchen, genau hinzuschauen. Technisch und ohne Gefühle auszulösen, liess er seine zusammengekniffenen Augen über die sandfarbenen Steinplatten des Gehwegs gleiten. Braune Reste von Palmzweigen, vom Wind herangeweht, oranger Deckel einer Petflasche, Zigarettenkippen, Kaugummipapier, das Übliche halt. Dann bückte sich Amir, bevor er wusste, was er nun auflesen würde. Sicher, dass er etwas gesehen hatte, dem er nachgehen wollte, hob er auf, was seine Finger fast wie fremdgesteuert im Schatten eines Steinvorsprungs zu fassen kriegten. Es war ein Ausweis, Kreditkartengrösse. ISIC – internationaler Studentenausweis. Er meinte für eine Sekunde, seine Schwester auf dem Foto zu sehen. Die Frau glich ihr jedenfalls. Amir schaute lange auf das Gesicht, dann kurz zu den weiter entfernten Polizisten. Sie waren beschäftigt. Er steckte die Karte ein und scannte weiter, nicht mehr ganz so konzentriert und ohne zu merken, dass ein Offizier festen Schrittes und kühlen Blickes auf ihn zuschritt.

«Stell dich gerade hin. Wer bist du? Was hast du hier zu suchen?» Er wurde von Omar angeschnauzt und von seinem harten Blick festgenagelt. Es kommt vor, dass man den Augen ansieht, ob einer schon mal getötet hat. Omar hatte. Amir suchte nach Sayed. «Schau mich an, ich rede mit dir.» Omar fauchte immer noch. «Zu wem gehörst du?» Amir versuchte, sich zu fassen, grabschte in der Hosentasche nach seiner Dienstmarke, worauf Omar sofort seine Hand zu seinem Pistolenhalter führte und ihn anschrie: «Lass das! Sag mir, wer du bist.» Scheisstyp, was stimmt mit dem nicht? Amir wusste nicht recht, ob er sich nerven oder fürchten sollte –

auf jeden Fall war er für einen Moment sprachlos. «Er gehört zu uns, Omar. Lass ihn.» Sayed war von der Seite herzugetreten, strafte Omar mit einem derart kalten Blick ab, wie ihn Amir von seinem Onkel noch nie gesehen hatte. Er verschwieg den Verwandtschaftsgrad, überliess dem Polizeimajor die Kontrolle über den Tatort und machte sich mit Amir und Faruk auf den Weg zum Untersuchungszentrum hinter der Polizeiwache von Al-Gomrok. Sie lag auf der Halbinsel Ras at-Tin, welche den östlichen Bootshafen vom Westhafen trennt.

Während der Osthafen zur Zeit der römischen Herrschaft der Portus Magnus gewesen war, schaukelten nun nur noch viele kleine Boote, vorwiegend zur Fischerei im der Mina ash-Sharqia. Der in der antike kleinere Westhafen mauserte sich indes zu einem der grössten Mittelmeerhäfen. Die vierspurige El-Gaish-Strasse, Fortsetzung der Corniche, war ab der Bibliotheca Alexandrina westwärts mit Palmen gesäumt. In einem 4 Kilometer weiten Bogen führte sie den Verkehr nordwärts auf die Halbinsel hinaus, bildete gleichsam die Bucht des alten Hafens und endete schliesslich an der Qaitbay-Zitadelle, die im 15. Jahrhundert exakt am Ort des ehemaligen Leuchtturms und unter Verwendung dessen Trümmer errichtet wurde. Ziel des Mameluken-Bauwerkes war die Verteidigung gegen die erstarkenden Osmanen. Die dichte Häuserfront entlang der Hafenbucht strahlte hell und war deutlich gepflegter als eben noch an der Corniche. Herrschaftliche Bauten aus der Zeit der britischen Okkupation wechselten sich mit modernen, sich gut ins Stadtbild eingliedernden Geschäftshäusern. Einziges Gebäude rechtsseitig: der ins Meer hinausgebaute Fischmarkt. Wie Amir die vielen kleinen Fischerboote sah, schlug der Gedanke plötzlich ein – er hatte ihn nicht gesucht. Der Geistesblitz kam von selbst, als komplette Erklärung, wie das Attentat abgelaufen war, wie die Bombe gezündet wurde. Und auch das war Amir sofort bewusst, es war keine Autobombe.

Die Pressekonferenz war auf mindestens zwei Stunden angesetzt. Der Saal war bereits vor dem Attentat für eine Pressekonferenz vorbereitet gewesen, nur dass geplant war, im Anschluss an den Hafenbesuch den Innen-



minister dort sprechen zu lassen. El-Capo und weitere hohe Regierungsbeamte wollten sich, per Internet zugeschaltet, zu Wort melden. Denn um das Erscheinen des Staatspräsidenten an Ort und Stelle vorzubereiten und ein Zweitattentat auszuschliessen, fehlte der Polizei die Zeit. Der grosse Raum war bis auf den hintersten Platz gefüllt. Kaum hatte die Konferenz begonnen, schlich Amir unbemerkt hinaus, erschreckte Faruk, der, an den Wagen gelehnt, intensiv auf sein Mobiltelefon eintippte, und liess sich von ihm unter dem Vorwand, Sayed brauche Fotomaterial, nochmals an den Tatort fahren. Hinter den Trümmern der Bushaltestelle sprang er nun doch noch über die hüfthohe Mauer, runter in den Sand, kniete sich – anstatt zum Meer zu laufen – nieder und bewegte sich in der Hocke ganz langsam zum Wasser. Zweimal zückte er sein Mobiltelefon und machte eine Nahaufnahme.

Plötzliches Rufen von der Strasse unterbrach ihn. Er erhob sich. Omar – seinen hochroten Kopf vorgestreckt, die eine Faust geballt, schrie auf Faruk ein. Nicht schon wieder. Amir richtete sich auf, auch innerlich. Diesem Typ stopf ich die... er machte den Satz nicht fertig, aber begrüßte das Gefühl einer gesunden Aggression, welches sich bei ihm einstellte. Die Augen leicht zusammengekniffen, den Unterkiefer nach vorne geschoben, schritt Amir auf den rund 20 Jahre älteren Offziers zu und fragte in gleichmässiger, erstaunlich gefestigter Stimme, ob es ein Problem gebe. Er liess ebenfalls einen Wortschwall des Diensthabenden über sich ergehen, irgendetwas von man solle sich beim Betreten des Schadenplatzes gefälligst bei ihm melden. Omar – mittlerweile mit einer MP bewaffnet – schob sie leicht nach vorne und knirschte, er hätte ihnen, wären sie Zivilisten gewesen, einen zweiten Bauchnabel verpasst.

«Sayed schickte uns, er braucht Bilder der kaputten Bushaltestelle.» Amirs Antwort kam ruhig rüber, souverän. Woher kam plötzlich dieser Mut? Amir kannte das nicht an sich. «Und er lässt Ihnen ausrichten, sie sollen die Polizeiwagen alle anständig parkieren und von Taubenkot befreien; die meisten Journalisten möchten sich in knapp zwei Stunden ein Bild vor Ort machen.» Ohne auf eine Antwort zu warten drehte Amir ab und gab Faruk das Signal loszufahren. Erst als der Motor aufheulte, begann er zu

zittern und heftig zu atmen und schaute zu Faruk, der den Wagen wendete, um irgendeine Reaktion auf diese Vorstellung zu erhalten. Faruk schmunzelte und meinte leise: «Gut gemacht. Das mit den Tauben hat mir gefallen.»

Amir liess Faruk am Fischmarkt stoppen. Er verliess den Polizeiwagen, um mit ein paar Fischern zu sprechen, nickte ihnen nach einem kurzen Wortwechsel freundlich zu und setzte seinen Weg zu Fuss fort, in Richtung Polizeihauptquartier und Quaitbay-Zitadelle. Wo immer er jemanden an Booten hantieren sah, hielt er an, suchte das Gespräch, ging weiter. Bei der Manar al Islam Moschee blieb er länger, wurde schliesslich an einen braungebrannten Fischer mit schwarzer Wollmütze verwiesen, mit dem er eine ganze Weile sprach, bis dieser die Hände verrührte und sich umdrehte.

Faruk hatte den Wagen unterdessen wie abgemacht zum nahen Polizeiparkplatz gefahren, stand nun an der Quaimauer und beobachtete, wie Amir den Fischer von hinten an der Schulter packte und zurückdrehte. Er fuhr leicht zusammen, als Amir in seine Jackentasche griff – hoffentlich zückte er keine Waffe. Einen Augenblick später kicherte Faruk erneut über Amir: Dieser hatte einen Geldschein gezückt, hielt ihn dem Fischer unter die Nase und näherte sich dieser mit seiner bis auf 5 Zentimeter.

Der Geldschein wechselte den Besitzer, der neue deutete daraufhin mit seiner Hand Richtung Faruk, gestikulierte sonst noch etwas rum, griff sich ans Kinn. Amir schien zufrieden, nickte wieder, diesmal nicht unbedingt freundlich und schritt die Steintreppe zur Strasse hoch. «Faruk, wir gehen zu Fuss weiter.» Amir war über sich selber erstaunt, mit welcher Selbstverständlichkeit er Faruk Befehle erteilte und wie einfach sich dieser fügte. Gut möglich, dass Sayed seinem Chauffeur entsprechende Anweisungen gegeben hatte.

In viele andere Quartiere Alexandrias wären zwei unbewaffnete Polizisten nicht alleine rein, vor allem nicht in der Konstellation Büroangestellter und Hilfspolizist. Aber hier im Zentrum, wo es von Läden, Touristen und Sehenswürdigkeiten nur so wimmelte, war das überhaupt kein Problem.

«Faruk, damit du weisst, was los ist: Wir suchen zwei Bärtige; Hosen dunkelbraun bis schwarz, einmal Trainerjacke, einmal leichte Lederjacke, einmal Sonnenbrille mit kurzen Haaren, einmal dunkelgraue Takke und blauer Rucksack.»

Und nochmals lachte Faruk, diesmal laut. «Amir, das war gestern. Wenn sich die beiden nicht verlaufen haben, sind die...» «Faruk, wir suchen nicht die Männer, sondern Überwachungskameras, mehr nicht.» Amir bemerkte nicht, dass Faruk erschrak und ab diesem Moment kaum noch sprach, er war zu sehr im Flow, bog in eine Seitenstrasse ein, den Blick immer wieder an Hauswände, Strassenlaternen und Eingänge gerichtet. Dann ein Schild, das ihn schneller gehen liess. Eine Bank. ATM Banque Misr. Faruk fiel zurück. Kein Wink von Amir, also blieb er draussen vor der Bank stehen, griff nach dem Mobiltelefon, tippte für Minuten drauf rum. «Komm rein, wir haben Glück gehabt.» Amir stand im Bankeingang, zufrieden lächelnd.

Ein kurz gewachsener Bankangestellter, Brille, kaum Haare, verschwitztes weisses Hemd, sass vor einem Computer und scrollte durch die Videoaufzeichnung des Vortages. «Frühestens 16.30 Uhr», wies ihn Amir an, während er ihm über die Schulter blickte und seinen leicht säuerlichen Schweiss-Geruch trotz dem Mix mit verbranntem Tabak geduldig aushielt. «Weiter, weiter, ... jalla, jalla, rasch zurück, weiter zurück, ... nein, ok, jalla.»

Bei 17.20 jaulte Amir auf: «Halt, halt hier, geh zurück, stopp, die beiden, die beiden; Faruk, die beiden.» Zwei Männer – von seitlich oben gesehen – gingen unauffällig an der Bank vorüber, einer mit Trainerjacke und Takke, der islamischen Gebetsmütze, der andere trug ein T-Shirt, einen Rucksack und auf dem Arm eine Jacke, Leder möglich. «Lass langsam laufen.» Aber die beiden waren bald zum Bild draussen. «Sie waren es.» Und nun? Gesichter waren nicht zu erkennen, auch nicht, wohin sie anschliessend steuerten. Aber immerhin.

Wieder draussen bot Amir Faruk Kaugummi an. «Danke, nein.» «Du rauchst auch nicht?» «Nein, nein. Ist ja nicht gesund.» Faruk versuchte zu

lächeln. Amir setzte sich auf eine Steinmauer, die den Parkplatz vor der Bank umgab, schaute sich um, schaute auf die Uhr. Faruk las die Zeit von seinem Handy ab: «Amir, Sayed wird den Wagen brauchen. Wir sollten gehen.» «Wir haben mindestens noch 20 Minuten, lass uns die Zeit nutzen.» «Das hat keinen Sinn, die Männer sind im Quartier verschwunden und du hast keine Beweise, dass sie mit dem Attentat zu tun haben. Lass uns zum Hauptquartier zurückgehen, bevor die PK vorbei ist.» «Faruk, ich habe dir nicht alles erzählt, was ich vom Fischer erfahren habe: Die beiden Männer hatten ein Boot gemietet, es zwei Tage vor dem Attentat angesehen, es im Voraus bezahlt, angeblich zum Fischen. Drei Stunden vor dem Attentat holten sie es ab und fuhren zur Al Minā' ash Sharqīyah raus aufs Meer.

Eine halbe Stunde nach der Explosion brachten sie es zurück, ohne Fische – obwohl sie eine Rute dabei hatten.» «Aber was soll eine Rute, wenn es Attentäter waren?» «Tarnung.» Damit stand Amir auf. «Lass uns eine kurze Runde durchs Quartier gehen, Faruk.» Nach ein paar Schritten eine Bar mit Alkohollizenz. Amir widerstand der Versuchung, beeilte sich, hielt weiterhin nach Kameras Ausschau. Eine Quartiermoschee, ein Restaurant, eine Kaffeebar, ein Shop mit Fischereitensilien, schliesslich ein kleines Kleidergeschäft. «Amir, wir müssen zurück.» Noch ein letzter Blick die Strasse entlang. Noch zwei Schritte, nochmals ein Blick. Noch ein Schild lesen: Computech.

«Faruk, ich möchte dort noch nachfragen, dann gehen wir zurück.» Amir zeigte auf den Computershop, lief los und verschwand bald darauf in dem kleinen Geschäft mit seinen verklebten Schaufenstern und Windows 8.1-Werbung an der Türe. Nach kurzem Gespräch führte ihn der Besitzer ins Obergeschoss. In einem Raum mit Fenster auf die Strasse hatte er betrieb er ein nicht lizenziertes Internet-Kaffee. Und oben an der Wand, in den Raum hinein und zum Fenster gerichtet, befand sich eine Kamera. Amir liess seine Polizeimarke in der Jackentasche, setzt dafür nochmals auf ägyptische Pfund. Wegen des Gegenlichts waren die Aufnahmen nicht perfekt, trotzdem war die Aussicht aus dem Fenster erkennbar: Ein Teil einer Strasse, vorbeiruckelnde Fahrzeuge, rechts ein abgestelltes Taxi, die

hintere linke Scheibe mit Plastik notdürftig geflickt, daneben eine Eselskarre ohne Zugtier. «Spul bitte auf 17.20 Uhr.» Einige Passanten gingen wie im Stummfilm vorüber. Um 17.23 traten zwei Männer von unten ins Bild. Amir erkannte sie sofort. Sie stiegen ins Taxi mit der kaputten Scheibe und fuhren kurz darauf weg.

Amir stand hastig auf, trat ans Fenster, öffnete es ohne zu fragen, um Faruk unten vor dem PC-Laden die Neuigkeiten zuzurufen – sah ihn aber nicht mehr. Er war wohl zum Wagen zurückgekehrt. Die Pressekonferenz würde in wenigen Minuten fertig sein.

Er blickte kurz die Strasse rauf und runter, ob Faruk noch in Rufdistanz wäre, als er zwei Taxis gewahr wurde, die am Strassenrand standen. Ein genauer Blick würde sich lohnen. Der Shop-Besitzer staunte über die grosszügige Bezahlung seiner Dienste und Amir über den einen Taxi, der – ziemlich alt, ungewaschen und mit mehreren Beulen versehen – über eine nigelnagelneue Scheibe hinten links verfügte. Der Wagen war unbesetzt und verschlossen, auf der Ablage überm Kofferraum ein Koran, ein Foto der Autonummer rasch gemacht. Unterwegs zum Polizeigebäude rief ihn Sayed an. «Verdammt Amir, wo seid ihr? Wo ist Faruk? Wo ist mein Wagen?» «Ich bin unterwegs, Amm. Ist Faruk nicht bei dir angekommen?»

Faruk blieb vorerst verschollen, ebenso der Wagen von Sayed. Die Journalisten wurden mit zwei Polizeibussen an den Ort des Geschehens gefahren, Sayed und Amir von einem weiteren Einsatzfahrzeug. Auch dort: ein kurzer Speech des stellvertretenden Sicherheitschefs Alexandrias, ein paar Worte durch Sayed, keine Fragen der Medien, und fertig war die Vorstellung. Sayed überliess Omar die Rückgabe der Strasse an den Verkehr und begab sich mit Amir zu einem Café, das zwar immer noch geschlossen hatte, aber auf Geheiss des Polizeichefs eine Kanaka aufsetzte, um diesmal ziyada, gut gesüssten Kaffee aufzubrühen. Eine Ausnahme für Sayed; aber der Zucker war im Moment die einzig mögliche Energiezufuhr. Die meisten Scheiben im Kaffeehaus waren zersplittert. Sie setzten sich hinter das einzige Glas, das noch knapp im Rahmen hielt, fegten ein paar Scherben vom schwarzen Holztisch. Der Kaffee kam, ein kurzer Wortwechsel

übers Attentat mit dem Besitzer. Dann endlich ein Lebenszeichen von Faruk, ein einfaches SMS: Er zu Fuss zur PK zurückgehetzt, um rechtzeitig dort zu sein, fand aber den einen Autoreifen an Sayes Wagen platt und war in der Folge mit einem Radwechsel beschäftigt.

Nun war es Zeit für Amirs Auftritt. «Amm, du wolltest immer, dass ich Polizist werde. Du hast mir zugetraut, einen guten Job zu machen. Es war nicht nur die Sorge um Maama, dass ich dein Angebot immer abgelehnt hatte. Ich hasse es, Befehle wider meinen Willen auszuführen. Ich hatte in der Polizeiakademie die Nase voll von den Vorgesetzten. Ich verstehe, dass die Polizei hierarchisch organisiert sein muss, das ist wie in der Armee – aber das ist einfach nicht mein Ding, ich muss irgendwie frei sein, damit ich auf Leistung komme. Ich möchte meine eigenen Gedanken nicht immer unterordnen müssen. Nie im Leben könnte ich unter Omar funktionieren. Ich bewundere dich, dass du ihn im Griff hast, aber wie er mit seinen Leuten und mit Fremden umgeht, ist nicht richtig. Und dann kommt hinzu, dass ich einfach nicht glaube, dass wir als Polizisten die Gewalt, die uns gegeben ist, auf eine brutale Art ausüben müssen.»

Sayed war noch nicht ganz sicher, worauf Amir schliesslich hinaus wollte, aber müde, wie er war, liess er ihn reden, sah ihm in die Augen, sah in ihnen für Sekunden seinen Bruder. Tamer. Tamer, wo bist du. Ich will dich nochmals sehen. «Amm, ich weiss, dass du Riads Arm für mich gebrochen hast. Aber es hat schliesslich nichts gebracht. Ich habe damals die Akademie verlassen, er auch, soviel ich weiss. Ich habe mich nie bedankt für dein Eingreifen. Mein Eindruck ist, dass die Sicherheitskreise in Ägypten ihre Autorität missbrauchen, zu oft Gewalt ausüben und damit zu neuer Gewalt gegen sie beitragen.» Sayed schlürfte den letzten Schluck Kaffee, zermahlte den mitgespülten Satz zwischen den Zähnen und fühlte sich unwillkürlich ans letzte gemeinsame Gespräch mit seinem Neffen im Café in Luxor erinnert.

«Amm», Amir machte eine Pause, räusperte sich, blickte nach draussen, dann zu seinem Onkel, kniff kurz die Augen zusammen und legte los: «Ich werde dir jetzt beweisen, dass ich fähig bin, ein guter Polizist zu sein, aber nur dann auf meine Leistung komme, wenn ich meinen Weg gehen darf

und nicht in strikte Abläufe unter gewaltbereiten Vorgesetzten eingebunden bin...»

Sayed's Blick forderte ihn zum Reden auf, also legte Amir los: «Ich war heute Nachmittag unterwegs in der Stadt und habe dieses Bild gemacht. Schau es dir an. Du kannst eine Autonummer erkennen; es ist das Taxi, in dem sich die Attentäter aus dem Staub machten. Es waren zwei, sie leben beide noch.» Sayed hatte schon vieles erlebt, auch viel Unvorhergesehenes, und er hatte bis jetzt auch alles irgendwie einordnen können – aber nun stand er an. Entweder hatte sein Neffe den Verstand verloren, angesichts der Umstände erklärbar, oder er sass einem Investigativ-Genie gegenüber, einer Art ägyptischem Sherlock Holmes. Da Amir seinen Onkel nun schon einige Male mit Geistesblitzen erstaunt hatte, wollte er an Letzteres glauben und ihm trotz Stress die Zeit geben, etwas auszuholen. Amir kam nicht weit.

Omar stiess die Tür zum Kaffee mit dem Fuss auf, trat knirschend auf ein paar Glasscherben, dann zu seinem Vorgesetzten an den Tisch. Nachdem er seine Zigarette vor Amirs Nase auf dem Tisch ausgedrückt hatte: «Sayed, zwei Männer verlangen nach dir, das Innenministerium, zumindest sagen sie das, – », Omar blickt kurz durch die zersplitterten Scheiben nach draussen, fuhr dann fort, «wenn du mich fragst, sind sie vom Muchagracias. Jedenfalls brauchen sie ein Briefing.» Dann blickte er mit zusammengekniffenen Augen kurz zu Amir. «Was macht der immer noch hier? Wir haben zu tun, Sayed. Schick ihn doch zum Aufnehmen der Gebäudeschäden oder noch besser zum Korrekturlesen meines Rapportes.»

Sayed stand langsam auf, knallte eine 50-Pfund-Note auf den Tisch und während er so nahe an Omar herantrat, dass dieser die grauen Haare in seiner gerümpften Nase zählen konnte: «Du zahlst unsere beiden Kaffees, Omar, und schau zu, dass ich dich heute nicht mehr zu Gesicht bekomme. Wo sind die beiden Schnüffler?» Omars kalter, steinerner Blick fixierte seinen Vorgesetzten, dann nickte er kaum wahrnehmbar durch die eine kaputte Glasscheibe in die Dämmerung hinaus. Draussen vor einem zerborstenen Reklameschild und einer zerzausten Palme rauchten zwei Männer. Sie lehnten sich an einen dunkelblauen Land Cruiser.





## Nagib in Alexandria

Die Sonne war weg, in der Abenddämmerung spickte Nagib seine halbgerauchte Zigarette in Richtung Palmenstamm, schob seine goldgerahmte Sonnenbrille rauf über die kurzen, glatten, schwarzen Haare und schritt auf Sayed zu, gefolgt von Gamil mit seinem speckigen Gesicht und einem Rest an für Nordafrika erstaunlich hellen Haaren. Der koptische Agent schritt ruhig aber zielstrebig, streckte Sayed schon von weitem die Hand entgegen, Gamil watschelte eher, blieb in Nagibs Schatten, hielt unterm linken Arm ein Tablet, in der rechten einen E-Pen.

Wie von Omar angekündigt, stellte sich Nagib als Mitarbeiter des Innenministeriums in Kairo vor, Gamil als seinen Stellvertreter und Sekretär. Zusammen mit Amir im Schlepptau machten sich die drei auf den Weg zum Krater, der nach wie vor abgesperrt war und die zwei äussersten, meerseitigen Spuren der Corniche blockierte. Zwei Polizisten mit MP schoben Wache. Unter den Augen weiterer Polizisten und improvisierten Scheinwerfern luden Autokrane im Hintergrund die ersten zerstörten Wagen vom Vortag auf Anhänger. Eine Dreierpatrouille Polizisten war sogar mit Mountainbikes unterwegs. Gamil begann mit Fotografieren. Nagib schaute sich fast gelangweilt um, steckte sich erneut eine Zigarette zwischen seine Lippen und kniff die Augen sehr dünn zusammen, während er den ersten Zug nahm. «Nun, erklären Sie mal, Sayed, was denken Sie, wie wurde diese Bombe trotz starker Störsender gezündet? Hat sich jemand geopfert?»

Noch während Jahren sollte sich Sayed fragen, was in aller Welt ihn zur völlig unüberlegten Aussage bewog, mit der er Nagibs Frage beantwortete. Wie konnte ihm das passieren, wer nur hat in diesem Moment seinen ganzen Verstand ausgeschaltet und seine Zunge gesteuert? Noch hatte Sayed keine Ahnung, was Amir ihm im Kaffee erzählt hätte, wäre Omar nicht hineingeplatzt und trotzdem formulierte sich in seinem Mund

diese Anweisung: «Amir, würdest du den Herren des Innenministeriums den Stand unserer Ermittlungen kommunizieren?»

Amir hatte keine Zeit, nervös zu werden, er legte los: «Nun, ein Selbstmordattentat schliessen wir im Moment aus, da es absolut keine diesbezüglichen Hinweise gibt. Aber die Bombe konnte, da haben Sie recht, wegen kräftigen Störsendern auch nicht per Funk gezündet werden. Offensichtlich war das den Attentätern auch klar. Wir gehen davon aus, dass sie Kabel verwendeten. Sie mussten daher Sichtkontakt zum Wagen des Innenministers haben, um im rechten Moment abdrücken zu können und dabei genügend weit weg sein, um sich selbst nicht der Verletzung aussetzen. Die Probleme? Weder das Verlegen des Kabels noch das Warten in der Nähe der Corniche durfte auffallen. Jetzt schauen Sie sich um: Wie würden Sie einen 250 Meter langen Draht an diesen Krater heranzuführen? Über die Strasse? Die Räder der vorbeifahrenden Autos hätten ihn rasch zerstört. Ausserdem wäre das Verlegen aufgefallen. Immerhin gibt es in der Gegend hier die eine oder andere Überwachungskamera.»

Statt weiterzusprechen drehte Amir seinen Blick Richtung Meer, mittlerweile dunkel löste es je nach Gemüt beruhigende oder fast schon bedrohliche Gefühle aus. Weit draussen einzelne Positionslichter von ankernden Schiffen. Nagib blickte zu Amir, nickte langsam mit dem Kopf. Sayed brauchte etwas länger und war dann damit beschäftigt sein Erstaunen zu verstecken und nicht gleich eine Frage zu stellen. Amir zückte sein Mobiltelefon, hielt es Nagib hin: «Diese beiden Männer waren im Boot. Gemietet haben sie es beim Ali Bootsverleih, Ras at-Tin.» Die hereinbrechende Nacht versteckte den ungläubigen Gesichtsausdruck auf Sayeds Gesicht. «Das eine Kabelende wurde wohl mit der Fischerrute an den Strand geschleudert. Entweder watete einer dann an Land oder sie hatten einen Komplizen, der die Leine über den Sand führte, hier hinauf über die Mauer und da in dieser Ritze zum Abfalleimer der Busstation oder zur Bank nebensdran, welche heute Morgen noch dastanden.»

Gamil unterbrach: «Haben Sie denn einen Teil des Kabels gefunden? Es müsste noch im Sand liegen, oder?» «Sie haben den Rest ins Boot gezogen, keine Beweisstücke also. Sie brachten das Boot eine halbe Stunde

nach der Zündung zurück.» Amir wischte einmal über das Display. «Mit diesem Taxi sind sie verschwunden, man kann sogar die Nummer entziffern.» Nun wurde das Bild gezeigt, welches Sayed schon zuvor gesehen hatte und er raffte sich auf, jetzt doch auch noch den Chef in sich zum Vorschein kommen zu lassen, unterbrach seinen Neffen und spielte den Wissenden: «Sie sehen, wir waren heute den Tag durch nicht untätig. Die zwei verbleibenden Fragen: Wie wussten die Attentäter von der genauen Route und welcher Gruppierung gehören sie an. Bislang hat sich unseres Wissens noch keine Bewegung zum Anschlag bekannt.» Nagib verneinte die Frage, ob das Innenministerium diesbezüglich mehr wüsste, auch die Aufnahmen von zwei Kameras, die der Konvoi mitführte, hätten keine verwertbaren Bilder geliefert. Er äusserte aber Anerkennung für den eindrücklichen Versuch den Tathergang zu rekonstruieren.

Urplötzlich fluchte Sayed. «Entschuldigt mich, eine Minute!», und weg war er. Am Rand der Gegenfahrbahn, der Stadtseite also, hatte eben ein Polizeiwagen geparkt: Es war seiner. Faruk stieg aus. Sayed überquerte die Fahrbahn der Corniche – fluchte, während er auf Faruk zueilte, dieser während des lauten Wortwechsels ganze fünf Meter zurückwich, als hätte Sayed ihn mit seinem Geschrei weggepustet. Amir nutzte die Chance für einen Wortwechsel mit Nagib, zeigte auf Gamils Tablet, stellte Fragen, machte offensichtlich eine Art Vorschlag, stiess kurz darauf ebenfalls zu Faruk und Sayed. Sorgfältig versuchte er seinen Onkel zu beruhigen – strenger Tag und so und dass sicher alles gut käme, nun brauche ihn Nagib aber nochmals.

Sayed schritt müde zurück zu den beiden Herren aus Kairo, unschlüssig ob er auf Amir stolz sein oder sich gedemütigt fühlen sollte. Amir hatte den beiden so viel aufgetischt, dass weitere Erwartungen an seine Ermittlungen gestellt werden würden, die er dann aber vielleicht doch nicht erfüllen könnte. Es war eines der ersten Male in seiner Karriere, dass er einen Hauch von Überforderung spürte, er hatte einen Teil seiner Kontrolle an seinen Neffen abgegeben, der ihn mit seinem intuitiven Tempo ziemlich an den Anschlag brachte und das in einer Situation, die alles andere als alltäglich war und von der zweifellos seine weitere Karriere in Alexandria

abhängen würde. Noch war er nicht lange Chef des Zentralbezirks, sowohl der Polizeidirektor als auch der Regierungschef des Gouvernements Alexandria beobachteten ihn genauer als andere.

Amir blieb alleine bei Faruk: «Hey, hab dich vermisst. Ich möchte dir die Screenshots schicken, die ich im Internetkaffee von der Überwachungscam gemacht habe, ich wollte sie dir unbedingt heute Mittag schon zeigen, aber du warst plötzlich weg; schalt doch bitte grad mal Bluetooth an.» Faruks Gesicht blieb bleich, aber er spielte das Spiel nichtsahnend mit und Gamil begann eifrig auf seinem Tablet rumzutippen: Mobile Master Forensic 9.0.0 war offen und zwei Stunden später, kurz vor Mitternacht, sass Faruk mit blutender Lippe, zwei blauen Augen und mehr schlecht als recht angezogen auf einen Holzstuhl gefesselt im Untergeschoss des Polizeipostens von El-Attarin, der zu Sayeds Bezirk gehörte. Wären Schreie nach draussen gedrungen, wären immer noch genügend Autos unterwegs gewesen, sie zu übertönen.

Amir schlief sehr schlecht diese Nacht. Bei der Verhaftung von Faruk hatte ihm sein Onkel erneut ein Gesicht gezeigt, das er so noch nicht kannte, ein furchtbares. Unkontrolliert schlug er auf seinen Chauffeur ein, schrie, fluchte und tat das auch in Amirs Träumen, die ihn wohl ein Dutzend Mal aufwachen und ebenso oft nicht wieder einschlafen liessen. Eigentlich wäre im Haus von Sayed ein Bett für ihn bereitgestanden, ein Zweitschlüssel war in seiner Tasche, aber er konnte nicht. Er nahm sich ein Hotelzimmer, schwitzte die Laken nass und ging morgens früh, immer noch müde und zu Fuss erneut an den Strand, zog seine Schuhe aus, grub die Füße im Sand ein, liess diesen durch die Finger beider Hände rinnen und wusste nicht, wie seine Gedanken zu steuern waren; sie machten, was sie wollten, waren hauptsächlich bei den ersten Schreien von Faruk und seinem entsetzten Gesicht beschäftigt; dann erinnerte er sich, wie er sich ohne etwas zu sagen durch ein Seitenstrasse aus dem Staub gemacht hatte. Erinnerungen an die Träume vom ansonsten meistens gezähmten Monster in Sayeds Herz wechselten sich mit solchen an seinen eigenen sanften Vater, ruhigere Begegnungen mit seinem Onkel und seiner Sorge um Mutter Hidaya, die mit Sayeds Frau in Kairo die Wohnung teilte. Wie kam Safija

nur mit ihrem Mann zurecht? Kannte sie diese Seite auch, die dunkle, aggressive? Erzählte Sayed zuhause über seinen Beruf, so wie er, Amir, mit seiner Mutter immer mal wieder Geschichten geteilt hatte?

Eine Möve landete, er hätte sie fast berühren können, hüpfte ein paar Mal, pickte an einem weggeworfenen Sandwich, andere der eleganten Wasservögel kamen ebenfalls herbeigelandet, machten der ersten das Essen strittig. Gekreisch. Diese Tiere denken nur an sich, keinen Sinn für Gemeinschaft. Ich will, ich will, ich will. Gebt mir, sonst habe ich nicht genug. Dann erschrak Amir, er erschrak ziemlich heftig. Mit einem Mal spürte er sowas wie Bewunderung für islamistische Attentäter: Sie hatten nicht ihr eigenes 'Ich-Will' im Herz, kein 'Gebt-mir', vielmehr eine Selbstaufgabe, zumindest die, die bereit waren, sich in die Luft zu sprengen, eine Aufopferung für ein höheres Gut, wenn dieses denn gut ist und hoch – da war sich Amir noch nicht sicher.

Aber die Idee, dass es ausserhalb des 'Ich-Will' und 'Ich-Brauche' ein höheres Gut geben könnte und er Mensch fähig ist, sich selbst dafür zu opfern oder einspannen zu lassen, auch wenn es ihn sehr vieles kostet, erschien Amir irgendwie als Ideal. Nur war er überhaupt nicht wohl mit diesem Anflug von Sympathie, die sich ihm so unangekündigt anbot. Er wollte das nicht sympathisch finden. Diese Jungs waren kriminelle Mörder.... Und doch, Scheisse, wie kann man das einordnen? Sie haben ja selbst nichts davon... kein Raubüberfall und die Hoffnung auf eine Leben in Hülle und Fülle; keine Rache, um sich Genugtuung zu verschaffen, sondern ein gefährliches Selbstmordkommando für ein Gut, welches ausserhalb ihres eigenen Lebenshorizontes lag – wie war das möglich, wie konnte man das erklären? Und war da nicht auch so ein Aspekt von Heldentum dabei?

Die Möven zupften von allen Seiten am Brötchen, verlagerten ihren Kampf weiter Richtung Meer. Amir verfolgte das Getue. Eine weggeworfene Handtasche wurde ebenfalls belagert und von einem Dutzend Schnäbeln traktiert. Alleine sind diese Tiere so was von elegant, wie sie über die Wellen segeln, weiss, gekonnt, sicher landend die Ruhe und die Aussicht zu geniessen wussten. Wenn es aber zu futtern gab, gabs Krieg, Gekreisch, Neid und ein Gehacke, als ob es nicht genug für alle hätte – Mangel. Alle

haben Angst, zu kurz zu kommen, zu wenig vom Kuchen zu erhalten. Es galt, sich die anderen vom Leib zu halten, sein eigenes Revier zu verteidigen. Wehe dem, der einem da zu nahe kommt, in die Quere, unbarmherzig wird er weggedrängt, verletzt, er soll nicht hier sein, ich bin hier und ich war zuerst, kein Teilen, kein Warten, kein Vertrauen...

In der Handtasche glitzerte etwas in der aufgehenden Sonne, Amir schaute nach. Ein Lippenstiftdeckel, die Handtasche war sozusagen noch in Betrieb... ziemlich gefüllt. Zum ersten Mal, dass er in eine Damentasche blickte... immerhin bin ich Polizist, dachte er sich, und fingerte sich durch die drei Abteilungen, Taschentücher, ein kleines Notizbuch, Deo. «Oha!», durchfuhr es ihn, als er zwei einzeln verpackte Präservative fand. Binden, Lutschtabletten, ein Portemonnaie; es waren einige Pfund drin, Piasterstücke, kein Mobiltelefon, dafür schon wieder: Ein Studentenausweis, besser Studentinnenausweis: Fatima – gleiches Alter wie das Mädchen auf dem Ausweis, den er am Vortag eingesteckt hatte. Hat man tatsächlich die ganze Corniche fein säuberlich abgesucht, aber den Strand unmittelbar daneben nicht?

Amir malte sich ein mögliches Szenario aus, wie diese beiden Studentinnen vielleicht zusammen unterwegs gewesen waren als es krachte, die eine die Tasche in der Hand, so dass sie weggeschleudert werden konnte über die hüfthohe Strandmauer. Ob die beiden zu den Todesopfern gehörten? Er kramte den Ausweis vom Vortag hervor. Er betrachtete das Passfoto lange, was für warme Augen und diese Mischung aus Trauer, Wärme und Mut. Er las nochmals den Vornamen nebendran: Ghada. Er hob die Handtasche auf, steckte ein, was die Möven während ihrer Futtersuche rausgezupft hatten und entschloss, Sayed nach der Opferliste des Attentates zu fragen. Er erreichte ihn per Telefon und erhielt einen Polizeiwagen geschickt, der ihn zum Sicherheitsdirektorat des Gouvernements Alexandria brachte, wo Sayed gerade eine unangenehme Sitzung gehabt hatte.

Müde, Ringe unter den Augen, bleich und bissiger Geruch: Sayed war nicht bester Kondition als er vom Zusammenschiss seines Chefs berich-

tete. Mitgenommen wie er aussah, passte er überhaupt nicht in den modernen und modern eingerichteten Bürokomplex. Warum sie den Leuten des Innenministeriums Dinge übers Attantat erzählt hätten, von denen er, der Polizeidirektor des Gouvernements noch nichts wusste, er sei hier der Kommunikationschef, alles laufe übers Sicherheitsdirektorat und nur hier hätte Sayed Ermittlungsschritte abzuliefern, nirgends sonst. Noch schlimmer: Bei einem weiteren eigenmächtigen Kontakt mit Leuten aus Kairo würde er runtergestuft und Omar würde die Leitung des Zentralbezirks übertragen werden. Sayed zitterte. Gestern hatte er einen Teil der Kontrolle an Amir abgegeben und heute Morgen gab er ihm Anteil an seinem Innenleben – was war nur los mit ihm. Amir wusste zuerst nicht was sagen. Mitleid haben? Nicht sicher, was zerknitterter war, Sayeds Gesicht oder seine Uniform entdeckte er ihn auf letzterer, diesen Blutflecken, der ihm für Monate nicht mehr zu Kopf raus gehen würde, am Ellbogen, und den er als Zeichen deuten musste, dass er, Sayed, mitgefoltert hatte.

«Sayed, hat Faruk gestanden? Wie geht es ihm?» - «Hat er, ja, und nichts geht mehr mit ihm, gar nichts mehr, nie mehr! Was für ein Scheisskerl, was für ein hinterhältiger Betrüger!» Amir setzte sich bleich auf einen Polstersessel in der Nähe der Klimaanlage, seine Knie hätten ihm beinahe ihren Dienst versagt. Er zitterte und hauchte: «Amm...» Sayeds griff zum Zigarettensack auf einem Beistelltisch und verliess den geräumigen Vorraum. Eine der vielleicht 7 Türen war mit Toilette angeschrieben. Amir würgte, versuchte zu erbrechen, es kam nichts, er hatte ja auch nichts gegessen.

Ein zivil angezogener Mitarbeiter kam vorbei. Hatte er die Kommunikation vorher mitgehört? Oder Amirs Würgen und Stöhnen auf dem Klo? Er stellte sich als Esat vor, bot Amir einen Kaffee an. Amir hatte ihn schon vorher am Eingang unten wahrgenommen, musste einer mit ziemlicher Kompetenz im Haus sein und ja, er dürfe die Liste mit den Todesopfern einsehen, obwohl, sie würde noch länger werden durch Schwerstverletzte, die noch auf der Intensiv liegen würden.

Amir fand keine Ghada, dafür zwei Fatimas. Namenslisten von Verletzten in den Spitälern waren noch ausstehend. Das Gespräch ging weiter, Esat

entpuppte sich als rechte Hand des Bürochefs des Direktorates. Top Stelle meinte er, Einblick in Alles, wenig Verantwortung nach Aussen, keine Einsätze, aber immer dabei, wenn sich Wichtiges tut. Und draussen direkt gegenüber der Smouha Sporting Club: eine riesige Anlage voller Sport-Facilities, zwei Freibäder, Gyms, Tennis, Kunstrasen, Bars und Clubs innerhalb eines ehemaligen Rennrings. 'So eine Stelle wollte mir Sayed in Kairo organisieren – hat nicht wirklich geklappt, ... '

Amir versuchte, nicht eifersüchtig zu werden. Das gelang ihm nur deshalb recht gut, weil ihn gerade ein Anruf von Sayed erreichte. Omar hatte sich bei ihm, Sayed, gemeldet, der Taxifahrer wäre gefunden worden, der mit der kaputten Hinterscheibe. Sayed fragte, ob Amir am Verhör teilnehmen wolle. Verhör, was für ein schönes Wort für das, was in den Untergeschossen ausgesuchter Polizeiwachen manchmal passierte. Wäre sich Amir sicher gewesen, dass der Chauffeur die Einvernahme ohne bleibende Schäden überleben würde, ja, dann wäre er vielleicht mitgegangen; immerhin war er es, der er ihn ausfindig gemacht hatte. Aber mitansehen, wie einer zu Tode gefoltert wird? Keinesfalls! Und diese Gefahr bestand tatsächlich.

Klar, war Sayed anderer Meinung. Gewalt sei Teil seiner Arbeit, die Suche nach Gerechtigkeit und Wahrheit koste manchmal, schmerze auch, der Zweck heilige die Mittel und so weiter. Und Terroristen würden ja sowieso nur Gewalt verstehen, sie würden ja selbst auch auf dieses Mittel setzen. Schliesslich wären Komplizen von tödlichen Attentaten sowieso mit Lebenslänglich bestraft worden, ein früher Tod sei da nicht unbedingt schlimmer. Und wenn man durch Folter an die Namen weitere, vor allem zukünftige Täter komme, würde man das Leben anderer Menschen bewahren. Offensichtlich hatte Sayed tatsächlich kein Problem damit, wenn möglichen Tätern oder Komplizen brennende Zigaretten auf alle Körperteile gepresst werden, mit Stiefeln in den Bauch getreten wird, Stühle mit gefesselten Männern drauf umgestossen werden, so dass der Hinterkopf auf den Fliesenboden donnert, Fäuste im Gesicht landen, Volts durch den Körper jagen, bis die Haut verbrennt.

Amir war während des Telefonats etwas weggegangen von Esat und kam nun mit erneuter Übelkeit und verkrampften Bauch zu ihm zurück. Esat



hatte Teile der Kommunikation mitbekommen. «Amir, die Polizei in Ägypten befindet sich in einer Transition. Gib ihnen Zeit. Die ältere Generation ist mit Gewalt und Einschüchterung gross geworden und hat diese in der Ausbildung zum Teil am eigenen Körper erlebt. Sie haben die Folter als legitimes Mittel kennengelernt. Ich habe diese dreckige Arbeit auch nicht gerne, aber lass sie ihren Job machen. Es braucht Zeit, bis die neuen Mittel, ICT zum Beispiel, ihr ganzes Potential entfaltet haben. Esat erwähnte erste Polizeianwendungen, die bereits in die Kategorie Metaverse fallen würden und geeignet seien, ohne Folter an alle nötigen Infos zu gelangen.» Amir mochte nicht einfach nicken, aber er widersprach auch nicht.

«Aus unserer Sicht macht Sayed einen guten Job, seit er die Leitung des Zentralbezirks übernommen hat. Nur schade, dass ihr beiden gestern Abend zuerst mit dem Innenministerium gesprochen habt, das hat unser Direktor tatsächlich gar nicht gerne gesehen. Er wollte den Stand der Ermittlungen persönlich überbringen. Das Meeting mit denen von Kairo findet in wenigen Minuten hier im Haus statt und nun wissen die bereits Bescheid, womöglich besser als wir.»

Amir war das so was von egal. Er war daran, sich innerlich von der Polizei zu verabschieden: Gewalt, Überwachung, Befehle, Kompetenzgerangel, ... so ein Scheiss, war einfach nicht sein Ding. Er würde sich bei Sayed verabschieden, vielleicht für immer, mit Mutter zu seiner Schwester nach Norwegen reisen. Ob es dort ein Leben für ihn geben würde? Keine Ahnung, aber solange Mutter Hidaya lebte, würde er sich selber bestimmt nichts antun. Seine Mutter brauchte ihn.

Als Amir das Sicherheitsdirektorat an der 14th of May Bridge Road verliess, fuhr gerade ein blauer Landrover vor, der durch die Sicherheitschranken gelassen wurde. Amir wollte ihn ignorieren, einen Taxi nehmen, im Hotel seine Sachen holen und nach Kairo reisen. Aber die frisch geputzten Scheiben wurden runtergelassen, eine Sonnenbrille nach oben geschoben und er, Amir, eingeladen, am Treffen mit der Polizeidirektion des Gouvernements teilzunehmen, Nagib brauche ihn dort, er hätte einen sehr guten Eindruck von ihm erhalten gestern Abend am Tatort.



## Jerusalem

Jerusalem, Stadt des Friedens und der unlösbaren Konflikte. Ausgerechnet im Wohl Rose Park, preisgekrönt für seine internationale Sammlung von rund 400 verschiedenen Rosensorten, Blumen der Liebe, wurden die Zelte aufgebaut. Demonstrierende aus dem Süden Israels im Kampf gegen befürchtete weitere kriegerische Angriffe aus dem Gaza-Streifen – sie fühlten sich von der israelischen Regierung zu wenig geschützt gegen die Kassam-Raketen aus den Reihen der Hamas und anderen militanten Gruppierungen, welche ihrerseits seit Jahrzehnten gegen die zum Teil brutale und rassistische Israelische Besatzungspolitik kämpfen. Allein im Mai 2021 wurden aus dem Gaza-Streifen über 4000 Raketen in Richtung israelischer Wohngebiete abgefeuert. Die meisten Geschosse konnten vom Iron Dome abgefangen werden, dem Raketenabwehrsystem, entwickelt in Israel, finanziert zu einem beachtlichen Teil von den USA.

Der Wohl Rose Park war prädestiniert für Proteste: Bäume boten in den heißen Sommermonaten Schatten, und unmittelbar westlich des Gartens beginnt das Regierungsviertel mit dem Sitz des Premiers, der quasi Aussicht auf die Proteste hat. Südlich des Parks liegt die Knesset, somit durfte man auch auf die Aufmerksamkeit der Parlamentarierinnen und Parlamentarier hoffen. Die Medien waren sowieso immer rasch zur Stelle, um mit ihren Berichten die andauernde Belastung aufrechtzuerhalten, die auf den Regierungen in der Region lag. Es allen recht machen? Unmöglich. Längerfristiger Friede? Schon hunderte gescheiterte Versuche. Ein Gefühl der Sicherheit schaffen? Für wen? Und zu welchen Kosten? Die Geschichte und das Geschichte des Konflikts zwischen Israelis und Palästinensern durchschauen, Ursachen beim Namen nennen und Verantwortung übernehmen? Mit Abwahl, Rücktritt, wenn nicht sogar dem Tod hat's bezahlt, wer's auch nur halbwegs versuchte.

Moshe liebte, was nun kommen sollte: Hinstehen vor eine Delegation der Demonstrierenden, ihre Bedenken zuerst freundlich aufnehmen und

dann zerstreuen, ihnen ein Narrativ aufzutischen, mit dem sie leben konnten und bereit sein würden, aus dem Park abzuziehen. Die Welt war immer und überall unsicher, der Mensch braucht aber ein Sicherheitsempfinden, die Differenz wird durch Erzählungen überbrückt, durch Erklärungen, Versprechen, Hoffnungen und notfalls Eingeständnisse. Konkret ging es darum, den Bewohnern von Sderot und Ashkelon klarzumachen, dass die israelische Regierung alles unternommen hatte, was sie tun konnte und dass der jetzt ausgehandelte Waffenstillstand mit der Hamas kaum besser sein könnte. Dazu gehörte auch eine plausible Darstellung, mit welchen zusätzlichen Mitteln der IDF, die israelischen Streitkräfte also, und der Mossad, der Auslandsgeheimdienst, auf mögliche zukünftige Raketenangriffe reagieren würden.

Schliesslich ging es auch um Kompensationszahlungen für tatsächliche Schäden durch Hamas-Bomben, Frühwarnsysteme und verbesserte Infrastruktur. Um das grosse Engagement der Regierung glaubhaft rüberzubringen, wurde das Treffen gleich zur Chefsache erklärt, der Premier wollte sich den Fragen und Anliegen für 10 Minuten höchstpersönlich stellen, mit vor Ort andere wichtige Verantwortungsträger: Die Innenministerin, Generalmajor Ori Gordin, Chef des Home Front Commands, Moshe als Vertreter des Geheimdienstes, ein paar Experten aus drei weiteren Ministerien und eine Hand voll Knesset-Mitglieder; ziemlicher Aufmarsch also.

So fuhren an einem Vormittag drei schwarze Vans vor, Mercedes V-Klasse, luden ein knappes Dutzend Demonstrantinnen und Demonstranten ein, fuhren zurück zum Innenministerium, 8 Minuten Weg. Leibesvisitation, Metalldetektoren, Mobiltelefon abgeben. Die Hoffnung: Die Demonstranten beruhigen und ihr Abzug aus dem Wohl Rose Park.

Andere Demos sind harmloser und einfacher zu dulden. Kaum ein politisches Thema, wo nicht die eine oder andere Gruppierung eine Gegenposition einnimmt und diese auch auf der Strasse artikuliert. Aber der Vorwurf, dass der Staat seine eigenen Bürger nicht zu schützen wisse – der ist doch sehr unangenehm für die amtierende Regierungskoalition. Je schneller die Zeltstadt im Park geräumt ist, desto besser.

Moshes Auftritt war stark, er nahm die Gefühle der Anwesenden auf, zeigte, wie auch die Vorredner Verständnis, gab sogar Einblick in klassifiziertes Material, zeichnete ein Bild eines sehr engagierten Geheimdienstes, schlug die Brücke zur Rolle des Irans, blickte in die Zukunft und schaffte es doch nicht, die Bedenken auszuräumen. Diesbezüglich stand auch die Innenministerin und der Generalmajor auf verlorenem Posten. Mit Kratern im eigenen Garten und 20 Nächten pro Jahr im Luftschutzbunker kann man einfach nicht mit 'Es kommt schon gut' abgespeist werden.

Die Leute liessen sich nicht wirklich beruhigen. Der Premier war frustriert, dass das Meeting nicht den gewünschten Erfolg gab. Die Gruppe war nicht bereit abzuziehen und – drohte sogar mit weiteren Protesten. Das Camp im Park war ein riesen Dorn in den Augen der aktuellen Regierung – Negativpublicity sondergleichen – mit der latenten Gefahr, dass die Proteste sich ausweiten mit denjenigen der Siedler verschmelzen, welche für ihre Rechte im besetzten Westjordanland kämpfen, weil das entsprechende Gesetz befristet war und ohne Erneuerung abzulaufen drohte.

Zusammen mit vielen anderen sich länger hinziehenden Challenges, zum Beispiel den Protesten gegen die hohen Lebenskosten in Israel und die Unzufriedenheit über die Coronastrategie waren die nächsten Neuwahlen eigentlich vorprogrammiert, es wären die fünften innert drei Jahren – symptomatisch für die politische Lage in Israel, die auch daher so fragil war, weil sich in den jeweiligen Regierungskoalitionen die unterschiedlichsten Parteien zusammenschlossen – vereint alleine durch die gemeinsame Ablehnung der Vorgänger-Regierung.

Bei derart vielen Herausforderungen und ungelösten Konflikten der jeweiligen Regierung in Jerusalem blieb ihr jeweils kaum was anderes übrig als einen Modus Vivendi zu suchen und diesen beizubehalten. Der beinhaltete dann vor allem auch einen konstanten Kampf gegen die Opposition. Wer in Israel einmal an der politischen Spitze stand, verbrannte wohl drei Viertel seiner Energie für die Verteidigung seiner oder ihrer Position. Alle anderen drängenden Probleme mit dem restlichen Viertel an Ressourcen auch noch lösen? Da ist man schneller zu Fuss auf dem Mond.

Und auch das gehörte zur Strategie des Überlebens: Die eigene Stärke ausbauen, Regierungsstellen aufstocken, in die Sicherheit investieren, ein neues geheimes Hauptquartier für den Mossad bauen, der zuvor noch in Tel Aviv zuhause war. Und so wurden seit der Jahrtausendwende einige neue Gebäude erstellt im Regierungsviertel zwischen Wohl Rose Park und dem westlich davon gelegenen Begin Boulevard, benannt nach dem israelischen Ministerpräsidenten, welcher den jüdischen Staat 1979 in einen dauerhaften Frieden mit Nachbar Ägypten führte. Neben diesem historischen Frieden im Zusammenhang mit dem Camp David-Abkommen gingen aber so viele Tötungen und Massaker auf Begins Konto, dass er den Friedensnobelpreis – zusammen mit dem ägyptischen Präsidenten Anwar as-Sadat – nur unter riesigen Protesten und höchsten Sicherheitsvorkehrungen in Empfang nehmen konnte.

Und als ob es eine Art Balance oder Ausgleich zwischen Gut und Böse, zwischen Krieg und Frieden braucht, befahl Begin bald nach dem Friedensschluss mit Ägypten, den Libanon zu bekriegen. Die Aggressivität und der beschränkte Erfolg des israelischen Angriffskrieges gegen Beirut führten denn auch zu Begins Rücktritt im gleichen Jahr und zur Gründung der Hisbollah, einer Selbstverteidigungsgruppe im südlichen Libanons, die aber mehr war als nur das.

Finanziert und ausgebildet durch den Iran, war die Hisbollah auch das Vehikel, mit dem der Iran seine islamische Revolution in die schiitisch bewohnte Gegenden des Libanons exportieren wollte. Während die erste Generation Hisbollah-Kämpfer noch aus iranischen Revolutionsgarden bestand, wurden diese rasch durch Freiwillige schiitische Libanesen ersetzt, die danach lechzten, dem jüdischen Aggressor Widerstand zu bieten. Aber um im asymmetrischen Kampf gegen die israelischen Streitkräfte überhaupt irgendeine Chance zu haben, griff die Hisbollah von Beginn weg auf Guerilla-Strategien, Attentate im Ausland, Entführungen von Flugzeugen und Menschen sowie Selbstmordattentate.

Das Rezept zahlte sich zumindest für den Iran aus: Man nehme ein paar Tausend junge, frustrierte Männer und Frauen schiitischen Glaubens,

rüste sie mit Waffen und Knowhow aus, übermittle ihnen Geheimdienstinformationen über israelische Armee-Stellungen, verspreche ihnen, dass ihr Einsatz sowohl dem Libanon als auch der schiitischen Sache und sogar ihrem Seelenheil zugutekomme, segne das Ganze mit einem Fatwa ab und gebe dann das Go, um Israel mit ein paar toten Soldaten zu ärgern. Kosten für den Iran? Minimal: Ein paar Rial. Gewinn? Israel, dem kleinen Satan, klar machen, dass man sein Existenzrecht nicht anerkennt, über Partner verfügt, die das ebenso sehen, man dem Land der Bibel keine Ruhe, keinen Frieden gönnt und man es am liebsten von der Landkarte vertilgt sähe und dazu auch die Mittel anzuschaffen weiss: Atombomben.

Neben der Bezeichnung als kleiner Satan – der grosse war die USA – bezeichneten Kommandanten der iranischen Revolutionsgarden Israel gerne auch als Krebsgeschwür. Und am besten packt man das wie mit einer Zange gleich von zwei Seiten her an, um es zu entfernen, von Norden her mittels die Hisbollah, vom Süden her, ... ja, vom Süden her... hmm, da gibt's doch diese Hamas, ein paar Tausend frustrierte, junge Männer lassen sich da bestimmt finden, vielleicht keine Schiiten – auch egal, das Rezept könnte auch mit Sunniten funktionieren.

Gedacht, getan: In den frühen 90er Jahren lud der Iran Hamas-Vertreter an zwei Konferenzen über Palästina ein – erfolgreich. Die Zusammenarbeit wurde besiegelt. Zwar erreichte sie nie den Level der Kooperation zwischen der Hisbollah und dem Iran, aber dennoch: Die Unterstützung der Hamas durch den Iran und seine Revolutionsgarden war konstant da, ideell, finanziell und mit Waffen. Während der zweiten Intifada versuchte die Hisbollah mehrfach, iranische Waffen nach Gaza zu schmuggeln.

Damit schaffte der Iran ein Gegengewicht zur zunehmenden Normalisierung der Beziehungen Israels mit seinen arabischen Nachbarn, die durch die Madrider Konferenz von 1991 angeregt wurde: 1994 Friede mit Jordanien, im neuen Jahrtausend die Normalisierung zu den Golfstaaten, Sudan, Marokko mit der Aufnahme direkter Flugverbindungen. Tauwetter war sogar in der Beziehung zu Saudi-Arabien angesagt. In einzelnen Fällen wie etwa den Vereinigten Arabischen Emiraten wurde eine Botschaft in-

stalliert, was der Anerkennung Israels als Staat gleichkommt – für ein arabisches Land immer noch ein sehr grosser Sprung über den eigenen Schatten.

Staaten, welche ihre Beziehung zu Israel normalisierten, fielen als Unterstützer der Hamas weg, der Palästinensischen Organisation, die nicht nur einen eigenen Staat wollte, sondern explizit die Auslöschung des jüdischen Staates von der Landkarte als Ziel hat.

Mit anderen Worten: Die Liste derjenigen arabischen Staaten, welche den militanten Kampf der Palästinenser gegen Israel unterstützten, wurde zusehends kürzer. Was für eine Chance für den Iran, Israels grössten Erzfeind, seine Rolle im Gazastreifen zu pushen, Israel nicht nur via Hisbollah von Norden her zu sticheln, sondern via Hamas nun auch von Süden her zu bedrängen.

«Alle Raketen, die vom Libanon oder dem Gazastreifen auf Israel abgefeuert wurden, sind mit iranischer Hilfe gebaut», protzte der Luftwaffenchef der iranischen Revolutionsgarden, Amir Ali Hajizadeh, im Januar 2021. Sogar die zwischenzeitliche Verstimmung durch den syrischen Bürgerkrieg, bei dem die Hamas und der Iran unterschiedliche Lager unterstützten, konnte geklärt werden, zu wichtig war dem Iran diese doppelte Einflussmöglichkeit in der Levante, schliesslich ging es nicht nur darum, Israel die Leviten zu lesen, sondern als Schutzmacht der islamischen Schiiten ein politisch-militärisches Gegengewicht zu den sunnitisch-arabischen Staaten herzustellen.

Die Demonstranten vom Wohl Rose Park waren schon über eine Stunde weg, die schwarzen Vans wieder zurück und noch immer stand eine Gruppe rund um die Innenministerin zusammen, verarbeitete den Frust über die erfolglosen Gespräche mit den Demonstranten und dem mühsamen Gebaren Irans. Generalmajor Ori versuchte, die Lage mit einem Bild zu klären: «Irans Strategie gegen Israel ist im Wesentlichen die eines Kraken, der sein Opfer mit seinen Armen erwürgt und dabei auf Zeit setzt. Bei acht Armen kann er immer mal wieder einen entspannen, etwas lockern, nur um ihn dann noch kräftiger einzusetzen. Für uns bedeutet das eine



ständige strategische Umhüllung, Ermüdung und Erdrosselung durch Stellvertreter wie die Hisbollah und die Hamas.» Zustimmung im Raum.

Ori wurde nun konkret: «Die Hamas und andere Gruppen im Gazastreifen hatten zu Beginn der jüngsten Angriffe bis zu 15.000 Raketen ready. Ihr Arsenal ist auf der Grundlage iranischer Modelle mit höherer Präzision, größerer Reichweite, schwereren Sprengköpfen und verbesserten Abschussvorrichtungen wie der A-120 aufgerüstet wurden. Wir wissen um mindestens sechs Shahab-Kamikaze-Drohnen, die sich im Gazastreifen befinden und zum Teil eingesetzt wurden.» Klar, dass diese letzte Aussage am Treffen mit den Rose-Park-Leuten nicht erwähnte wurde, sogar die Innenministerin kniff die Augen zusammen und wollte wissen, wie das den möglich sei: Hamas und eigene Drohnen?

Die Antwort hiess auch hier Iran. Das iranischen Modell Ababil sieht praktisch gleich aus wie die Version aus Gaza. Das Übermitteln von Bauplänen und hochtechnologischen Bauteilen war immer noch ein Kinderspiel. Die aktuellen Fähigkeiten würden der Hamas Sperrfeuer von bis zu siebenundzwanzig Raketen pro Minute ermöglichen, und zwar bis Tel Aviv. Mit dieser Kadenz wäre der Iron Dome überfordert, höhere Opferzahlen unumgänglich.

Grimmige Blicke bei der Innenministerin. «Weiss Bibi Bescheid über die Grenzen diese mögliche Überforderung des Iron Domes?» «Nein, nur Benny.» «Ach, unser Rotationssystem, was für ein unseliger Versuch, es allen recht zu machen.» So drehte sich die Diskussion im Kreis und Moshe sich zum Fenster, Blick in Richtung Yitzach Rabin Boulevard, der nördlichen 8-spurigen Begrenzung des Regierungsviertels. Was für eine ungeheure Tragik in seiner, Rabins, Geschichte und Ermordung steckte. Rabins eigene Karriere in der Hagana und seine entscheidende Rolle als Generalstabschef im 6-Tagerkrieg war für Moshe immer wieder Inspiration gewesen. Die Friedensbemühungen des alternden Rabins fand er durchaus ok. Für Moshe aber eminent wichtig: dass Israel nur aus einer Position der Stärke heraus Frieden schloss und nicht aus Ermüdung oder einer Patt-Situation. Und genau diese Stärke, die galt es jetzt zu beweisen. Moshe drückte sich die Augen mit Daumen und Zeigefinger zu, hielt nochmals

inne, schritt dann zur Gruppe zurück. Das Gespräch stoppte sofort, alle blickten zu ihm, bevor er was sagte. Er hatte seine Vision noch nicht mal für sich selbst formuliert, aber die Energie dahinter war im ganzen Raum zu spüren. Wo bis vor Kurzem noch ein Geist des Protests, dann der Frustration lungerte, knisterte es plötzlich verheissungsvoll.

«Unser Problem ist, dass wir gegen die Arme einer Krake kämpfen, statt mit der Krake selber, sprich ihrem Kopf. Wir kämpfen zwar gut, sehr gut sogar, aber am falschen Ort. Einmal weisen wir die Hisbollah in die Schranken, fallen im Gazastreifen ein, ringen mit unseren Partnern in Europa und den USA und manchmal der ganzen Uno um eine Verurteilung des iranischen Atomprogramms. Aber der Kopf der Krake bleibt doch unangetastet und kichert, während die nächste Ladung Waffen an die Hisbollah verladen wird, neue Gelder nach Gaza fließen und die IAEA-Inspektoren an der Nase herumgeführt werden. Unser Gegner heisst nicht Hamas, heisst nicht Hisbollah, sondern Teheran. Lasst uns auf den Kopf der Krake losgehen. Ein harter Schlag und alle Arme werden auf einmal schlaff!»

Moshe hielt inne, wusste intuitiv, dass sein Vorschlag perfekt gelandet war, im richtigen Moment, bei den richtigen Leuten. Es galt noch ein einziges Problem zu lösen, bevor man militärisch gegen den Iran, sprich seine Atomanlagen vorgehen konnte: Mehr Unterstützung in der internationalen Gemeinschaft holen, das US-Backup alleine reichte für einen koordinierten und umfassenden Schlag nicht aus. Denn es bestand die Gefahr von eigenen Verlusten, abgeschossenen eigenen Piloten, die dann auf internationale Vermittlung zwecks Gefangenenaustauschs angewiesen wären. Ausserdem lag Israel viel dran, weitere Verurteilungen durch die UNO vorzubeugen. Die isolierten israelischen Nadelstiche im Iran, mit denen einige Atom-Fachleute eliminiert oder die Stromversorgung einer Uran-Anlage unterbrochen werden konnte, waren bereits gewagt genug und sorgten bisweilen für diplomatische Verstimmungen auch mit Israel sonst wohlgesonnenen Staaten. Die internationale Unterstützung musste noch etwas wachsen. «Und das,» nahm nun Ehud, ein Experte des Aussenminis-

teriums Ball auf, «geht am besten, wenn wir der Welt die wahren Absichten des Ayatollah-Regimes klarmachen. Ich schwöre, die sind bereit, zu gegebener Zeit nuklear gegen uns vorzugehen.»

Moshe war sich dieses Punktes bewusst und hatte die Lösung bereit. Noch war die Runde zu gross, um sie gleich hier offen zu legen. Sowieso warteten andere Arbeiten und Termine. Aber am späten Nachmittag traf sich ein enger Kreis, der durch Moshes Chef und den Geheimdienstminister ergänzt wurde in dessen Büro. Moshe blieb der Wortführer: «Wir legen einen Köder. Wenn sie anbeissen, haben sie ihre Absichten offengelegt. Unser Köder heisst: Schmutzige Bombe, als Angelrute muss die Hamas hinhalten.»

Die hochgehobenen Augenbrauen rund um Moshe forderten ihn auf, seine Gedanken auszuführen. «Wir haben drei erstklassige V-Männer im Umfeld der Revolutionsgarden, einen in der Atomanlage Isfahan und sowieso genügend in der Hamas. Was wir jedoch noch brauchen ist einen Dissidenten. Unsere Liste mit möglichen Partnern diesbezüglich umfasst aktuell vier Personen, drei davon im Zusammenhang mit Isfahan, eine in der Atomanlage Fordo. Unser Ziel: Den Iran dazu bewegen, radioaktives Material für eine schmutzige Bombe in den Gazastreifen zu schmuggeln – unter unseren Augen. Kurz vor dem Anschlag schlagen wir zu, mit allen Beweisen, dass das Material aus dem Iran stammt und dieser willig war, uns via Hamas-Terroristen damit anzugreifen. Das wird international Verständnis auslösen für eine militärische Intervention und diese ist dringender denn je.

## **Die Taucher**

Io penso positivo perché son vivo, perché son vivo... Wer wacht schon gerne so auf, grässlich. Mit geschlossenen Augen grabschte Sandra nach Micheleles Mobiltelefon, welches dessen Lieblingssong von Jovanotti trällerte. Gähnend und leicht seufzend raffte sie sich auf, fasste über seine

warme Schulter, bekam die eine Ecke des Fairphones zu spüren, versuchte, das Gerät mit ihren frisch gemachten Nägeln am Rand der Schutzhülle zu sich zu ziehen. Sie mochte Jovanotti nicht. Klar fiel der Wecker runter, landete unterm Hotelbett und der italienische Star sang – nun etwas dumpfer – aber immer noch zu viel zu lauten Drums weiter: Niente e nessuno al mondo potrà fermare, fermare, fermare ...

Auch egal, dann machst du halt unter dem Bett weiter und wir auf dem Bett, dort wo wir gestern Abend aufgehört haben. Sie streichelte ihrem Freund über die Wangen, küsste seine Stirn, strich ihm durch die dunkelbraunen Locken und liess ihre Hand dann unter der leichten Decke verschwinden. Warum ist Sex im Ausland irgendwie intensiver als zuhause? Oder ging es nur ihr so? Sie könnte dem mal etwas nachgehen, Freundinnen fragen, Freunde. Lag der Reiz am Abenteuer? Daran, dass man irgendwie nochmals mehr ausgeliefert ist als in den eigenen vier Wänden? Oder lag es ganz einfach am ungewohnten Ort, egal wo der war? Ausland, outdoor oder Küchenboden?

Michele brauchte eine Weile, aber dann gings los und irgendwann wurde sogar Jovanotti übertönt. «Nicht so laut», flüsterte Sandras Freund, «die Wände sind nicht schalldicht.» Und es waren Geräusche, die nicht zuerst auf maṣrī übersetzt werden mussten, um zu verstehen, was grad abging; Masri, der umgangssprachliche Begriff für Ägyptisch-Arabisch, wörtlich übersetzt wäre das einfach 'ägyptisch'. Zwar gab es in dieser billigen Absteige keine tägliche Zimmerreinigung, damit auch keine Mitarbeitenden auf den Gängen, die manchmal an Türen lauschten aber immerhin andere Gäste, die meisten junge Touristen, die für wenig Geld das Land der Pharaonen bereisten oder Firmenmitarbeiter, die durch die Wahl eines günstigen Hotels einen Teil der ausbezahlten Spesen als Bargeld in den eigenen Sack steckten und so den oft dürftigen Lohn aufbesserten.

Die Dusche war maximal lauwarm und der Ausblick aus dem einzigen Fenster ging in einen grösseren, etwas heruntergekommen Innenhof, zwei Esel hatten dort grad das gleiche Programm laufen wie das italienische Paar eben. Neben den Zugtieren Schweissfunken, dazugehöriger Lärm, die Eselskarre schien grad eine Überholung über sich ergehen zu lassen. An vielen Balkonen hing Wäsche, zwei Knaben kamen mit einem

Ball daher gerannt, der Tag war definitiv angebrochen, und sollte unvergesslich werden für die beiden frisch Verliebten aus Mailand.

Micheles Vater war aus Albanien, war schon in den neunziger Jahren nach Italien ausgewandert, per Schnellboot über die Adria, nachts, klassischer Wirtschaftsflüchtling, wie viele hunderttausend andere nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes des Balkanlandes 1992. Italienisch verstand er, weil man jenseits der Adria RAI und Mediaset empfangen konnte – war zwar streng verboten vom kommunistischen Hoxha-Regime und tatsächlich hatte fast jeder Wohnblock mindestens einen Spitzel, der die Mitbewohner überwachen, an den Tür horchen, unter einem Vorwand klingeln und eine allfällige unerlaubte Senderwahl der Parteileitung des Wohnortes melden sollte. Aber das Risiko hielt sich in Grenzen und zahlte sich nun aus. Micheles Vater arbeitete zuerst in der Landwirtschaft als Erntehelfer, dann in einer Möbelschreinerei.

Wie viele andere seiner Landsleute brachte er bald Geld nach Hause und die ersten albanischen Familien erlebten, was es hiess, Geld zu haben. Öffentliche Banken gab es noch nicht. Findige, kriminell Veranlagte sprangen in die Lücke, boten unglaubliche Zinsen, bezahlten diese anfangs auch, nährten den Traum vom schnellen Geld, bis noch mehr gutgläubige angelockt waren, dann stockte der Karren. Aber die Betrüger hatten die insgesamt immer noch arme Bevölkerung bereits um mehrere hundert Millionen Dollar erleichtert, die sie nun nicht mehr zurückzahlen wollten, auch nicht konnten. Klassisches Kettenbrief- oder Schneeballsystem – in diesem Fall «albanische Pyramide» genannt. Je ärmer das Volk, desto besser funktionieren solche Tricks.

Klar schaffte das eine unglaubliche Wut, die sich irgendwo entladen musste. Die geprellten Albaner machten die Regierung verantwortlich dafür, dass diese Betrüger so ungehindert stehlen konnten. Bisweilen musste man sogar davon ausgehen, dass Regierungsstellen mitgespielt.

1997 wurde in Albanien alles kurz und klein geschlagen, was nach Geld und Macht aussah. Während die Hintermänner des Pyramidensystems eher unbehelligt blieben, mussten staatliche Institutionen dran glauben. Das Motto: Wir nehmen uns zurück, was uns gestohlen wurde. Konkret:

Rathäuser wurden angezündet, Kasernen geplündert, Fabriken gestürmt. Man trug alles nach Hause, dessen man sich habhaft werden konnte. Eisenleitern wurden abgeschraubt, Backsteine weggekarrt, Möbel mitgenommen, ja ganze Alleen wurden abgeholzt, die letzten wilden Kühe Europas gemetzgt, dazu Strassenschlachten mit der Polizei, Entführungen – ein halbes Jahr Chaos. Micheles Vater reiste extra zurück nach Durres, machte bei den Racheaktionen mit, ergatterte in einem erstürmten Armeelager eine Kalaschnikow, schoss auf einen Politiker, der sich angeblich bei dem Pyramidengeschäft bereichert haben soll.

Zwei Monate später – zurück in Italien – verlor er sein Leben, Autounfall, zumindest offiziell. Ein neues hatte er aber bereits gezeugt gehabt. Micheles italienische Mutter zog in alleine, später mit einem neuen Partner auf. Auf seiner Suche nach seinem albanischen Erbe väterlicherseits landete Michele irgendwann bei den Balkanägypatern, fand raus, dass diese trotz ihrer Selbstbezeichnung als Ägypter vielleicht doch eher aus Indien nach Südosteuropa gelangten, entdeckte aber auch, dass der Begriff Gypsy, also Zigeuner, etymologisch wohl tatsächlich mit Ägypten – Egiptian – zu tun hat, und zwar basierend auf einer Passage der Bibel.

Michele hat diese online sogar nachgelesen. Da gab es diesen Propheten, Hesekiel. Er soll unter anderem folgende Aussage aus dem Mund Gottes aufgeschrieben haben: «Denn ich will Ägyptenland zur Wüste machen inmitten verwüsteter Länder und ihre Städte in Trümmern liegen lassen inmitten verwüsteter Städte vierzig Jahre lang und will die Ägypter zerstreuen unter die Völker, und in die Länder will ich sie verjagen.» Es war das erste Mal, dass er in die Bibel geschaut hatte. Er fühlte sich, als ob er einen Schatz entdeckt hätte. Eigentlich war das ja gar kein Buch, sondern eine uralte Sammlung von uralten Texten diverser Autoren über Völker und Orte, die es heute noch gab. Er fand eine App, welche Bibeltexte vorlas, mit chilliger Musik hinterlegt, irgendwie relaxed, echt schön vorgelesen, meditativ, beruhigend. Es kam sogar vor, dass er diese Texte zum Einschlafen hörte, wenn Sandra nicht grad bei ihm in der Wohnung war. Israel als Land und Volk spielte immer wieder eine grosse Rolle in diesen Geschichten. Aber die zweitwichtigste Nation war eindeutig Ägypten. Eine kurze Online-Abfrage zeigte, dass Ägypten über 350 Mal in diesen biblischen Quellen vorkam.

Wie auch immer: Er blieb von Ägypten fasziniert und fand bald auch andere Berührungspunkte der beiden muslimischen Mittelmeerländer, Albanien und Ägypten. Im Rahmen seines Studiums der Politikwissenschaften studierte er die Geschichte von Muhammad Ali Pascha. Dieser albanisch-stämmige Kommandeur einer irregulären osmanischen Einheit wurde vom damaligen Sultan zusammen mit anderen Truppen nach Ägypten geschickt um gegen die Franzosen unter Napoleon, die ägyptischen Mamelucken, die saudischen Wahhabiten und schliesslich die britische Armee zu kämpfen und so die osmanische Herrschaft rund um den Nil zu festigen. Muhammad Ali gelang dies alles. Er stieg rasch auf, wurde 1805 Gouverneur der osmanischen Provinz Ägypten, entwickelte und regierte diese relativ unabhängig von Konstantinopel und gründete eine Dynastie, welche Ägypten bis 1953 regierte, als König Faruq durch einen Militärputsch gestürzt wurde und nach Italien floh.

Nun war der Italiener, Michele, an seiner Doktorarbeit dran und drehte die Reise Faruqs um. Sein Ziel: Auszuloten unter welchen Umständen und innerhalb welchen Zeithorizontes sich erneut eine grössere politische Zäsur ereignen könnte, sich die Arabische Liga mit Sitz in Kairo oder ein analoger Zusammenschluss aller arabischer Staaten theoretisch in einen Staatenbund oder sogar Staatenverbund à la Europäische Union verwandeln könnte. Klar schien das im Moment noch nicht wirklich reif, aber Michele war visionär veranlagt, wagte sich, genuin zu denken, also von Grund auf, unabhängig, ohne in vorgefertigten Schemata bleiben zu müssen.

«Hast du dich entschieden? Tauchst du mit?», wollte Sandra unterwegs zum Lokal wissen, wo sie jeweils ihr typisch ägyptisches Frühstück einnahmen: Ful, ein Bohnengericht, Pommes und natürlich das ägyptische Fladenbrot, welches sie am liebsten warm und luftig hatten, Kaffee passte da echt nicht dazu, durfte für Michele aber doch nicht fehlen, ziyada, sehr süss. «Ja, ich tauche mit, irgendwer muss dich da unten vor den Haien schützen, Amore.» Sandra lachte laut, ihre schwarzen Augen blitzten schelmisch: «Dich werden sie Ruhe lassen, bei den Mengen Knoblauch die Raschid ins Tahini mixt...» Sie waren oft in Raschids Lokal, seit zwei Wochen Stammkunden quasi. Es war ein einfaches Lokal und der Air Conditioner war nicht wirklich kräftig, aber der Chef selbst sorgte für ein gutes

Klima. Sie liebten Raschids Lebensmut und Freundlichkeit und natürlich seine Kochkünste.

Plastikstühle, fünf Tische, an der Wand ein grosser Bildschirm. Dort hatten sie am Vortag die Berichterstattung übers Attentat nur fünf Kilometer weiter nördlich gesehen, sich Raschids Meinung dazu angehört: Gewalt sei nie gut, aber wenn das Volk seiner Regierung nicht zeige, dass es einen eigenen Willen habe und bereit zum Kämpfen sei, würde die Regierung mit Ägypten machen, was sie wolle und die Bevölkerung völlig übergehen. Er schien bis jetzt nicht so recht klarzukommen mit dem Machtwechsel von Präsident Mursi zu Präsident Al-Sisi, als das rechtmässig gewählte Regime der Muslimbrüder im 2013 wiederum durch einen Militärputsch entmachtete wurde.

Es folgten unruhige Jahre, zuerst die brutale Niederschlagung der Proteste von Mursi-Anhängern durch Armee und Polizei, dann die gerichtlichen Anklagen gegen Mursi selbst. Er hätte geheime Abkommen mit Iran und der Hamas geschlossen, Staatsgeheimnisse verraten. Nach fünf Jahren Haft und Prozessen starb Mohammed Mursi und mit ihm die vorläufig letzte Hoffnung vieler Ägypter auf einen muslimisch regierten Staat, von dem sie sich Sicherheit, soziale Gerechtigkeit und vor allem einen ehrenvollen Umgang mit islamischen Werten erhofften.

Vier Männer betraten Raschids Lokal. 'Salafisten', ging es Michele durch den Kopf. Sie bestellten was, schleppten Tisch und Stühle nach draussen auf den Gehsteig, scheuchten einen Hund weg, der es sich auf der Kühlerhaube eines nebens dran abgestellten Autos gemütlich gemacht hatte und begannen ein intensives Gespräch. Einer mit roter Trainerjacke schrieb fast ununterbrochen mit, kratzte sich zwischendurch mit dem Stift im Bart. Raschid brachte Wasser raus, Brot, Tahini-Sauce, einen Teller mit frittiertem Gemüse, Auberginen, Tomaten, Zucchini. Dann verabschiedete er Sandra und Michele herzlich, lachte, verneigte sich leicht.

Der Taxi erinnerte farblich wiederum an eine Wespe, leichter Überhang an Schwarz, vielleicht könnte man sogar die Fahrweise mit dem unangenehmen Insekt vergleichen, irgendwie unberechenbar, plötzliche Schwenker, gefährlich, aber immer einen Weg findend. Das Ziel war Ras



at Tin, die Halbinsel zwischen den beiden Alexandriner Häfen, an deren Ende Fort Quaitbeit die Stellung des ehemaligen Leuchtturms hielt, während die nicht verbauten Trümmer desselben sich rund um den ehemaligen Standort auf dem Meeresboden ausbreiteten und sich mit dem gleichmässigen Grün der Algen kleideten.

Entdeckt wurden sie trotz Camouflage. Nachdem den Franzosen in vielen Gebieten der Ägyptologie eine Pionierrolle zukam – Napoleons Expedition, Auguste Mariette, Gaston Maspéro, François Champollion und andere – waren sie auch hier die ersten: Gaston Jondet hatte bereits 1916 die Unterwasserruinen des alten Hafens von Alexandria beschrieben. In den 1990-er Jahren folgten mit Jean-Yves Empereur und Franck Goddio weitere Französische Unterwasserarchäologen, die für spektakuläre Funde sorgten. Bald war der wissenschaftlichen Welt klar: Alexander der Grosse hat seine Stadt nicht in eine Wüste beziehungsweise an einen leeren Sandstrand bauen lassen, da gab es schon vor seiner Zeit eine Siedlung, sogar ein Name wurde für die prähellenistische Ortschaft gefunden, erst noch ein geheimnisvoller: Rakhotis – klingt doch fast wie Atlantis.

Antike römische Geschichtsschreiber, Plinius der Ältere und Strabon, haben den Namen als erste erwähnt, zudem festgestellt, dass die Ortschaft der Sitz einer Wache war, einer Spezialtruppe des alten Ägyptens. Der kanopische Nilarm, später verlandet, war damals bis hinauf nach Gizeh mit Meerschiffen befahrbar, kein Wunder also, wollten die Pharaonen unerwünschte Schiffe und Besucher bereits am Mittelmeer anhalten, kontrollieren und allenfalls zurückschicken. Sandras Professor ging davon aus, dass Rakhotis keine grosse Stadt war, auch nicht nur die Bezeichnung der Baustelle des entstehenden Alexandriens, wie das andere Forscher beliebt machten, sondern eben der Sitz dieser Wache, also eine Art Armeeposten mit dazugehörigem Umschwung direkt am damaligen Hauptarm des Nils ins Mittelmeer.

Schon einmal hatte Sandra einen Tauchgang mitgemacht, ihren Professor für Archäologie an der Uni Mailand nach Ägypten begleitet, Trümmer des ursprünglichen Leuchtturms von Alexandrien und mögliche Überreste von Rakhotis anfassen können. Michele aber war es dann, der sie auf die Idee ihres Masterthemas brachte: Wenn die Stadt Alexandria von Alexander

dem Grossen nicht aus dem Nichts gegründet wurde, sondern eine Vorläufersiedlung kannte, dann könnte es ja vielleicht sein, dass der Leuchtturm von Alexandria, der von Alexanders General Ptolemaios Soter I. in Auftrag gegeben wurde, ebenfalls einen Vorläufer kannte, einen Leuchtturm, von dem wir heute noch nichts oder nichts mehr wissen, welcher den General und Nachfolger Alexanders erst auf die Idee brachte, einen noch grösseren Leuchtturm an derselben Stelle aufzurichten.

Micheles Überlegung: Ptolemaios hatte keinen offensichtlichen Grund den damals grössten Leuchtturm der Welt zu bauen. Für einen durchschnittlich befahrenen Hafen ohne ausserordentliche Gefahren hätte es ein üblicher, normaler Leuchtturm auch getan. Naheliegender wäre es gewesen, vorhandene Ressourcen in die königliche Residenz, die Stadt an sich zu investieren und einen Leuchtturm pragmatisch zu halten – es sei denn, da stand bereits einer, als Wahrzeichen sozusagen, auf das man stolz war, das aber am Zerfallen war, weil es schon etliche Jahre auf dem Buckel hatte – dann wäre eine Renovation, inklusive Vergrösserung des Bauwerks naheliegend.

Sandra konnte diesen Gedanken nachvollziehen. Besonders reizvoll: Wenn es bereits vor dem mazedonischen Eroberer einen grossen Leuchtturm gegeben haben könnte, dann warum? Wer könnte ihn gebaut haben? Beweggründe? Viel Raum für Vermutungen also. Ihre Masterarbeit würde einen Teil handfeste Forschung beinhalten, Daten, Funde, Beschreibungen zum bekannten ptolemäischen Weltwunder und dem, was von Rakhotis schon bekannt war; dann einen hypothetischen Teil zu einem möglichen Vorläufer, in welchem sie ihre Fantasie in überlegter, reflektierter Weise unterbringen konnte. Dazu kühlende Tauchgänge, heisse Nächte und einfach die Freude in Ägypten zu sein, einem Land, das sie liebte, einem Land voller Geschichte, Kultur, Gegensätze, Gastfreundschaft und Zukunft.

Das Wiedersehen mit dem Leiter des Tauchcenters war sehr freundschaftlich. Hamza hatte seine Location gerade neben dem Fischmarkt und war wahrscheinlich der beliebteste Anbieter von Unterwassertouren in Alexandrien. Er wollte persönlich mit dabei sein, wenn Sandra filmt, Fotos macht und nach Hinweisen eines noch älteren Leuchtturmes sucht. Die Ernüchterung war gross: Keine neuen Funde, dafür noch mehr Plastikabfälle, die von der Nordwest-Strömung durch die küstennahen Gewässer getrieben wurden als noch vor einem Jahr. Sandra schätzte, dass auf jeden entdeckten Fisch mindestens zwei grössere Plastikfetzen kamen, Verpackungen, Petflaschen, undefinierbare Bruchstücke von grösseren Kunststoffprodukten.

Zwar gab es auch Fische, die eigentlich nicht hierhergehörten. So schön der Abudehduf vaigiensis auch aussah, der Feldwebelfisch, wie er auf Deutsch heisst, gehörte eigentlich in den Indischen Ozean und fand erst über den künstlichen Suezkanal Zugang zum Mittelmeer, gilt also als biologische Invasion. Zur Gattung der Riffbarsche gehörend schmückt er sich mit fünf schwarzen Streifen wie die endemische Zebrabrasse, ist aber deutlich kleiner als jene.

Ein anderes Neozoon passt wenigstens dem Namen nach zu Ägypten, der Pyramiden-Kofferfisch. Auch er migrierte durch den Suezkanal in den südöstlichen Mittelmeerraum. Da dieser Kanal vom französischen Diplomat und Unternehmer Ferdinand de Lesseps gebaut wurde, und zwar im Auftrag von Ali Paschas Sohn Muhammad Said, spricht man im Zusammenhang mit der Verbreitung neuer Lebewesen auch von der Lessepschen Migration. Diese war aber nicht das einzige Problem mit dem Pyramiden-Kofferfisch, der ist zusätzlich auch noch ziemlich giftig.

Nach dem Tauchgang war ein frühes Abendessen angesagt. Busfahrt entlang der Corniche über die Stanley-Brücke zur Gleam Bay, Verkehr meistens laut hupend, stockend, aber mit abenteuerlicher Aussicht. Hier den späten Nachmittag und Abend samt Sonnenuntergang zu geniessen war eigentlich unschlagbar, genauso wie das Essen: Fleisch, Gemüse, Geschmack und Stimmung. Sandra überflog die Unterwasseraufnahmen auf

dem Handy, bewunderte nochmals die hübschen Feldwebelfische. Michele nippte am Bier und beobachtete die Leute. Schaute nach Islamischer Feiertag aus. Freitag war aber nicht, ende Ramadan? Weit draussen im Meer ein paar Bewegungen – könnten Delfine gewesen sein. Vielleicht sollten sie mal ein Jahr hier wohnen, Sandra und er, Tauchskills verbessern und das Vertrauen von ein paar Politikern gewinnen – extrem schwierig zwar, aber vielleicht möglich. Er könnte mit ihnen Interviews halten, diese dann in seine Doktorarbeit einfliessen lassen.

Nochmals fiel ihm eine Gruppe von anscheinend Religiösen auf, vermutlich auch wieder Salafisten. Sie kamen von der Corniche her zu Fuss in Richtung Restaurants. Kurz erinnerte er sich ans Attentat auf den Innenminister, hatte für zwei Sekunden dieses Sausen in den Ohren. Aber nein doch, die waren sicher keine Attentäter. Terroristen waren jung, meistens wenigsten. Diese hier waren alle über 30, einer gegen die 50. Entwarnung, tiefer Atemzug und Entspannung. Trotzdem waren die vier irgendwie komisch drauf: Einer nahm einen Notizblock aus seiner Umhängetasche, gab den anderen drei je zwei Zettel, ein paar Anweisungen. Dann gingen sie auseinander. Einer zu den Betonklötzen hinunter, die den künstlichen Pier bildeten, wo tagsüber die Fischer während Stunden Nachtessen angelten. Erst jetzt sah Michele, dass auch dort, auf den Betonblöcken, eine kleine Gruppe von – ja, es müssen Salafisten sein, die dasassen, zwei mit Gebetstakke auf. Ein weiterer setzte sich zu einer Gruppe in ihrem Lokal; Michele hätte sie nicht unbedingt als hingeebene Muslime oder gar Salafisten bezeichnet; klar, die beiden Frauen trugen den Hidschab, der aber das Gesicht frei lässt und nicht als sehr strenge Verhüllung gilt. Logisch, versuchte Michele auch Salafist drei und vier mit seinem Blick zu folgen, aber sie waren bald um eine Ecke und weg.

Die Sonne näherte sich dem Horizont, stand im Moment genau über dem Fort Quaitbait, gut 7 Kilometer südwestlich der Gleam-Bay, übernahm sozusagen selbst die Rolle eines Leuchtfuers, um dann bald als oranger Ball im Mittelmeer zu – nein, natürlich nicht zu versinken. Sandra kickte ihren Freund unter dem Tisch ans Schienbein, nickte über seinen Kopf hinweg. Er drehte sich in die angezeigte Richtung. Einer der vier Salafisten kam zurück, der, welcher die Zettelchen verteilt hatte. Hatte Sandra doch

mitbekommen, dass er diese Männer beobachtete? Michele's Augen weiteten sich: Ah, deshalb! Instinktiv griff er nach seinem Mobiltelefon, hielt sich daran fest, als ob es eine Waffe wäre – neben dem Bärtigen, ging ein weiterer, er trug eine rote Trainingsjacke. Was zum ...